

Vorwort der Autorin Liudmila Maljukowa

Die Entstehung dieses Buches war nur dank der historischen Dokumente aus dem Zentral- und Donskij-Archiv möglich. Sie berichten vom Leben in Taganrog in den Jahren 1917-1919. Im Mittelpunkt steht das Schicksal des Generals Rennenkampf.

Die Autorin bedankt sich deshalb bei Nikolaj Aleksandrowitsch Schirow - dem Verwandten von Nikolaj Iwanowitsch Kamjenew, einem gebürtigen Taganroger, der nach der Niederlage der Weißen Bewegung ins Ausland fliehen musste - bei dem Leiter des Instituts für Wiederaufbau Wladlen Pjetrowitsch Grudjew - bei den Angestellten des Taganroger Museums - bei den Angestellten der A. P. Tschechow Bibliothek - bei Ela Walentinowna Timoschenko für die Vorbereitung der Materialien und die Erlaubnis zur Einsicht in die Archive. Besondere Danksagungen gelten Nikolaj Sentenowitsch Sewrjugin für seine Hilfe bei der Herausgabe dieses Buches.

In der russischen Geschichte gibt es viele Rätsel. Es vergehen Jahre, Jahrhunderte, Epochen, doch ihre Geheimnisse werden nur selten gelüftet.

Auf der Landkarte Russlands befinden sich zwei Orte - Petersburg und Taganrog, die sich zwar in ihrer Größe unterscheiden, aber doch irgendwie miteinander verbunden sind wie das Sinnbild des Rätselhaften. Ein Ursache dafür kann sein, dass ihre Geschichte fast zur gleichen Zeit begonnen hat, d.h. als Zar Peter der Erste an den Ufern von Newa und dem Asowschen Meer seinem Schicksal mutig entgegen trat. Oder war der Grund, dass sein Nachkomme Alexander der Gesegnete gern aus dem großen und lauten Petersburg nach Taganrog reiste, wo es sehr viel ruhiger zugeht. Dort ist er auch gestorben, oder etwa nicht? Das ist ein großes Geheimnis, das Geschichtsforscher bislang zu erklären versuchen. Auch unlängst kam der Schriftsteller Leonid Bjezin aus Moskau, um die vergessenen und unbekannteren unterirdischen Gänge zu erforschen, die von der Residenz des Monarchen zum Meer führten. Dort wartete ein Segelboot, das dem Zar ständig zur Verfügung stand. Davon erzählt der Schriftsteller in seinem Buch, in dem er seine eigene Version darstellt.

Es entstanden auch interessante Rätsel, die mit einem anderen Alexander - dem großen russischen Dichter Puschkin - verbunden sind. Aus einem unbekanntem Grund hat er Prophezeiungen geschrieben, in denen Taganrog mit dem Schick-

sal von Russland eng verbunden war. Es gab auch Gerüchte, dass Zar Alexander I. die zweite Hauptstadt von Russland im Süden des Landes gründen lassen wollte. Warum hätte sie auch nicht entstehen sollen, wenn es schon eine im Norden gibt, die sich bei ausländischen Gästen als nördliches Palmira eingepreßt hatte. Warum konnte es nicht auch ein südliches Palmira geben - in Taganrog, das so hell und sonnig ist, im Gegensatz zu Petersburg, wo es Nebel, unendlichen Regen und einen frostigen Wind gibt? Leider hat der Zar seine Idee nicht verwirklicht. Es sind nur Gerüchte geblieben, war es wirklich so, oder nicht?

Taganrog ist von so vielen bekannten Personen besucht worden. Als ob irgendeine magische Kraft alle Rebellen anlockte. Es waren nicht nur Petersburger dort. Dekabristen, Garibaldi, Leutnant Schmidt, abenteuerlicher Waljano... Jeder von ihnen hat die Welt mit seinem Geheimnis verlassen.

Auch das zwanzigste Jahrhundert hat viele Rätsel hervorgebracht, sie waren vor allem mit Künstlern und Dichtern verknüpft. Der jugendliche Schatten von Maximilian Woloschin hat Taganrog berührt und ist weiter nach Petersburg gezogen. Alte Häuser der Stadt erinnern sich an die Schritte der hervorragenden, heute vergessenen Dichterin Sofia Parnok und an den wie ein Komet verschwundenen Konstantin Balmont. Aber nur wenige der Künstler haben ihre Spuren im Gedächtnis der Stadt hinterlassen. Davon überragt A. P. Tschechow alle anderen. Obwohl er nach dem Aufenthalt in Taganrog nie sein Schicksal mit Petersburg verband, hinterließ er viele Rätsel, indem er das „goldene“ Jahrhundert der russischen Literatur verkündete und das „silberne“ Jahrhundert begann.

Der Sturm der Revolution hat auch andere Gäste nach Taganrog getrieben. Dorthin zogen hohe Persönlichkeiten aus Petersburg, Aktivisten, Militärs. Darunter bekannte, in den vorausgegangenen Kriegen berühmt gewordene Generale. Der Namen von General Rennenkampf erschien da in einem hellen Licht, stellt viele Fragen und birgt Rätsel, die einen zum Nachdenken veranlassen. Wer ist er eigentlich, der Kavalleriegeneral, Teilnehmer zweier tragischer Kriege – dem russisch-japanischen und dem Ersten Weltkrieg, der Mann, der den Aufstand der „Boxer“ in China und den Aufstand 1905 in Sibirien niedergeschlagen hat. Ist er ein Held oder ein Erzhenker,

wie ihn die Bolschewisten in Lexika und Lehrbüchern für Geschichte dargestellt haben? Ist er Opfer irgendwelcher bösen Feinde und seiner strategischen Unbeholfenheiten, wie ihn A.Solženicyn im Roman „Der vierzehnte August“ dargestellt hat. Ein talentierter Führer, der durch einen tragischen Zufall zerfleischt worden ist, oder eine Karikatur eines Offiziers, wie er im Roman „Das Ende des Generals Rennenkampf“ von S. Zwanzew beschrieben worden ist. Wozu und warum hat er in der schrecklichen Zeit Anfang 1918 Petersburg verlassen und ist nach Taganrog gezogen, seinem Untergang entgegen? Irgendwo unter einem Stein verbirgt die Taganroger Erde seine Leiche. Von seinen so sorgfältig aufbewahrten religiösen Gegenständen, Skulptu-

ren-, Bilder- und Waffensammlungen ist so wenig übriggeblieben. Das Verlorene kann nichts mehr sagen, das Übriggebliebene schweigt auch: Unter Museumsglas liegen Weihrauch, religiöse Pokale, Kerzenleuchter... Und nur der ewige Gautama Schakja Muni, der mit kaltem Licht scheint, erklärt uns ein wichtiges Geheimnis: Alles endet in der Erde, und ihre Geheimnisse sind für Lebende unerforschbar. Für sie gibt es einen anderen Weg, Rätsel zu erklären - Logik der Vermutungen. Wir werden ihr folgen, indem wir eine schwere Tür öffnen, die zu Geheimnissen der Vergangenheit führen, und wir stellen unsere Version des tragischen Schicksal von General P. K. Rennenkampf vor.

Aus dem Buch von Liudmila Maljukowa:
Taganrog 1998.

„Und die Höllen dampfen“

Es war ein frostiger Morgen im Januar. Paul Karlowitsch ging ans Fenster und zog den schweren Vorhang beiseite. Durch die stillen Straßen von St. Petersburg trieb kalter, böiger Wind Schneeflocken. Große Schneewehen türmten sich seit Tagen auf dem Bürgersteig, auf der Straße, auf den Dächern der umliegenden Häuser. Alles wurde zu einem weißen, kontrastlosen Feld. „Was für ein trostloses Bild... Wie auf einer abgelegenen Bahnstation, die irgendwo in dem riesigen, unendlichen Reich Rußlands vergessen worden ist... Ja, es ist wirklich so. Armes Rußland!“ – dachte er traurig.

Es war morgens kurz vor halb sechs. Er wollte nun aufbrechen. Alles stand schon gestern zur Abreise bereit, am Abend wurden die letzten Vorbereitungen getroffen. Paul Karlowitsch ging ins Wohnzimmer, in dem zahlreiche mit Metall beschlagene Koffer standen, und sah sie sich mit kritischen Augen an, - sie waren sicher und gut gepackt worden. „Der Leutnant hat gute Arbeit geleistet, er macht alles hundertprozentig. In diesem Fall durfte es nicht anders sein, denn das Gepäck ist von unschätzbarem Wert.“ Gestern ergriff Paul Karlowitsch beim Einpacken ein innerlicher Schauer, als er die zu verpackenden Erinnerungsstücke, Kerzenleuchter, Trinkbecher, Räucherfässer, Skulpturen, Gegenstände ritueller Bräuche, berührte. Es war so, als ob seine Hände verlorene Seelen aus dem rätselhaften Osten wieder hervorriefen. Diejenigen, die diese Gegenstände hergestellt und teilweise auch angebetet hatten, haben sicher nicht vermutet, daß sie irgendwann von einem „Ungläubigen“ berührt und entwendet wurden. Als die Skulptur von Gautama Schakja Muni eingepackt wurden, spürte er den Klang ihres Körpers aus Messing wie ein geheimes, magisches Zeichen aus einer anderen, fremden Welt. Er wußte um die Geschichte und Bedeutung aller Stücke seiner Sammlung.

- Für einen Augenblick erinnerte er sich an einen Aufstand an der Grenze Nordchinas, irgendwo in der Mandschurei. Geplünderte buddistische Tempel, verlassene Häuser, fliehende Menschen... Sie traten in ein verlassenes Gotteshaus, im Halbdunkel tauchte ihnen gegenüber ein verrückter Greis mit kurzgeschorenem Kopf auf, der nur ein Wort schrie: „Tatchagata! Ta-a-tchagata!“ „Was will er?“ fragte Paul Karlowitsch einen der ihn begleitenden Offiziere.

„Nichts,“ wurde ihm geantwortet, „er gibt bekannt, daß er soeben auf der Erde erschienen ist: „Ich bin gekommen!“ Dann verstummte der Alte plötzlich, rollte schrecklich mit den Augen und sprang danach in eine finstere Ecke. Da saß er, während die wertvollen Gegenstände des Tempels hinausgetragen wurden, und wiederholte hilflos: „Oh, Bchaga, Bchaga!“

Später, als Paul Karlowitsch um den entweihten Tempel ritt, fiel ihm ein kleiner Gegenstand auf, der plötzlich in den Strahlen der untergehenden Sonne aufblitzte. Als er danach griff, erkannte er, daß es sich um eine kleine, abgegriffene Skulptur in Form eines alten Mönches handelte, die mit vermutlich rituellem Blut getränkt worden war. Diese Skulptur wuchs ihm sehr ans Herz, weil er vermutete, daß in ihr die Geheimnisse aller Zeiten verborgen sind... -

Er strich über die rauhe Seite eines Koffers, um Abschied für unbestimmte Zeit von seinem Inhalt zu nehmen. Dann blickte er zu anderen Kisten hinüber, die Familienporträts und Andenken enthielten, auch Sammlungen alter und gegenwärtiger Waffen, Vasen, Pokale und kleine Gravüre...

Seine Abschiedsgedanken wurden von den Schritten seiner Gattin Vera Nikolajewna unterbrochen. Er hatte Angst, daß die bevorstehende Abreise ihr Leben in Gefahr bringen könnte. Sie erriet seine Gedanken und fragte: „Bleiben wir nur kurz fort? Alles wird sich bald wieder zum Guten wenden, die Unruhen gehen vorbei, der Fluß wird wieder in seinem gewohnten Bett fließen.“

„Nein, das ist sinnlos!“ antwortete er entschieden. „Hast du gesehen, was auf den Straßen geschieht? Die Lage ist ernst und zwar für lange Zeit, sie ist schrecklicher als im Jahr 1905. Damals wurde Rußland gerettet, weil das Volk noch seinen Herrscher verstand, und die Armee ergeben hinter ihm stand. Und jetzt,“ Paul Karlowitsch seufzte tief und setzte etwas ruhiger fort, „jetzt ist endgültig Schluß. Hier kann nur ein Wunder helfen, aber selbst dann wird noch viel Blut fließen.“

Vera Nikolajewna schwieg, schaute besorgt zu ihrem Mann auf, als ob sie sich ein letztes Mal versichern wollte, ob sein gefasster Entschluß endgültig ist. Er äußerte sich nun aufgebracht:

„Was ist mit Rußland geschehen? Haben sich alle dunklen Mächte dieser Welt zusammengetan, um unsere Heimat zu vernichten?“ Als Antwort auf seine Fragen stieß der starke Wind ein Wohnzimmerfenster auf. „Das ist die endgültige Antwort!“ rief Paul Karlowitsch aus, während er das Fenster schloss. „Zu Hause kannst du dich nicht verstecken. Hier wird die Meute dich überall finden.“

Nachdem Paul Karlowitsch aus der Trubeckij-Festung entlassen worden war, wohin er auf Befehl der Interimsregierung geschickt worden war, entschied er sich, Richtung Osten zu fliehen. Noch vor zwei Wochen hätte er versuchen können, über die finnische Grenze zu entkommen, so wie der Kriegsminister Suchomlinow mit seiner Gattin, die mit einem Segelboot von Lochta nach Terioki geflohen sind. Für ihn wäre diese Art der Flucht nicht möglich gewesen, weil er nicht gewillt war, sich von seiner unschätzbaren Sammlung zu trennen. Nachdem die Bolschewisten die Macht an sich gerissen hatten, wäre es auch viel zu riskant gewesen, mit dem Zug in Richtung Norden zu fahren. Schon im Oktober, noch vor der revolutionären Wende, stoppten Banden von beschäftigungslosen Matrosen jeden Zug und nahmen auf niemanden Rücksicht. Kurz vor Helsingfors wurde ein Zug angehalten, zahlreiche Personen verhaftet und ins Gefängnis von Sweaborg geworfen, obwohl sie ausländische Pässe besaßen, darunter Frau Wyrubowa und Doktor Badmajew. Nein, er brauchte eine mehr sicherere Route.

Nachdem Paul Karlowitsch alles abgewogen hatte, wählte er eine Stadt im Süden, Taganrog, aus der seine Frau stammte. Dort war er fast unbekannt, im Gegensatz zu Vera, und im Notfall würde ihnen sicher geholfen werden. Außerdem lebte sein Schwager, General und Kriegsstatthalter Nikolaj Dmitrijewitsch Arakin, der mit Veras Schwester verheiratet war.

In letzter Zeit wurde die Situation in St. Petersburg immer gefährlicher, hier zu bleiben würde Selbstmord bedeuten. Drei Tage später wurde Paul Karlowitsch vom Stabskapitän Karew besucht; sie sprachen über wichtige Angelegenheiten und von Personen, die es nicht mehr gab: General Krymow erschoss sich, am Moskauer Bahnhof zerfetzte die aufgebrachte Soldateska General Duchonin. Wie durch ein Wunder konnten aus dem Bychowskaja-Gefängnis gefangene Offiziere mit Kornilow fliehen, - sie gingen an den Wachposten vorbei, und der Stabskapitän Betling hielt sein Säbel präsentiert. Auch Kie-

renskij, der wie eine Ballerina zwischen den Bolschewisten und Kornilow hin- und hersprang, verschwand spurlos.

Die Hoffnung stirbt aber als Letztes. Deswegen bewegten sich alle, die Generale, alle Kampf-tauglichen der Armee, Richtung Don, in der Hoffnung, die zersprengte Heimat noch zu retten. Kornilow, Aleksejew, Krasnow, Denikin, Drozdowskij, Romanowskij, Iwanow, Markow... Paul Karlowitsch kannte sie alle, manche gut, manche nur vom Ansehen. Nachdem er in den Ruhestand geschickt worden war, änderte sich sein Verhältniss zu vielen von ihnen. Wohin sie jetzt geraten, treffen sie wieder aufeinander. Schafft er, in diesem kleinen Städtchen ruhig dazusitzen und auf eine unwahrscheinliche Wende zu warten? Neulich sah er das brennende Haus von Graf Frederiks, ebenfalls das Gebäude des Gendarmeriekorps. Überall traf er auf Gruppen halbetrunkener Randalierer. Durch die Straßen schlenderten gelangweilte Soldaten mit Mützen auf dem Hinterkopf. Die lassen sich nicht mehr an die Front schicken, aber für eine Meuterei waren sie jederzeit bereit. Der Fluß ist über seine Ufer geraten, ihn zurückzudrängen scheint unmöglich zu sein. Wohin haben die Kadetten: Miljukow, Gutschkow, Rodzjanek durch ihre Meuterei Rußland geführt? Jetzt haben sie es selbst mit der Angst bekommen und sich irgendwo versteckt. Infolgedessen gibt es weder einen Herrscher noch einen Staat. Der arme Nikolaj und alle Romanows! Nur Kierenskij konnte sich so was einfallen lassen, sie so weit nach Tobolsk zu schicken. Was kann man von dort aus schon unternehmen? Für den Dummkopf Kierenskij ist es „ein sicherer Ort“; wenn man es sich aber richtig überlegt, ist es wie ein Grab. Man kann von dort nicht fliehen, es sind tausende von Kilometer, dazu ist der Zar nicht allein, sondern mit Frauen und dem kranken Jungen.

Paul Karlowitsch war in seine Gedanken vertieft, und Vera Nikolajewna setzte sich in einen großen türkischen Sessel und sah sich das Wohnzimmer um, sie verabschiedete sich von jedem Gegenstand. Noch vor kurzer Zeit war das nicht besonders große Wohnzimmer so gemütlich, jetzt gab es nur kahle Wände, die Porträts und Gravüre waren heruntergenommen worden. Die Schränke waren leer, zusammenrollte Teppiche lagen in der Ecke. Dieser trostlose Anblick hätte sie zum unaufhörlichen Weinen bringen können, wäre sie nicht schon alle ihre Tränen losgeworden, als ihr Mann zusammen mit Ministern und Abgeordneten der Duma in die Petropawlowska-

ja-Zitadelle eingesperrt wurde. Darunter waren auch Protopopow, die Generale Chabalow, Maklakow und Kurlow, Befehlshaber des Gendarmeriekorps.

Vera Nikolajewna versuchte alles, sprach bei Murajew vor, dem Vorsitzenden des Sonderausschusses, ging selbst zum Ball bei Kierenskij, wandte sich vielmals an höhere Offiziere der Zitadelle. „Rennenkampf hat viel verbrochen“, vernahm sie, „er war an der Niederlage von Samsonows Armee in den Masurischen Sümpfen schuld, er hat den Aufstand an der Bahnstrecke in Sibirien brutal niedergeschlagen, er hat Kriegstransporte für eigene Zwecke mißbraucht.“ Diese Beschuldigungen hätten für drei Tode reichen können. Paul Karlowitsch schrieb Erklärungen, in denen er sich auf den Kriegsminister Suchomlinow berief: Der hätte alle „Schlüssel“ für die Aufklärung in seiner Hand.

Was die Zweite Armee von Samsonow betraf, wurden die Schuldigen überall gesucht, aber nicht dort, wo sie wirklich waren. Zilinskij, der Oberbefehlshaber der Front hätte für das Geschehene gerade stehen müssen, ist aber ungeschoren davongekommen. Auch der Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch, der stets an dem Primärplan festhielt, obwohl dieser sich schon nach dem ersten Kriegstag soweit änderte, daß ihn noch weiter zu folgen, ein Verbrechen gewesen ist.

Die Armee von Samsonow bewegte sich so schnell vorwärts, daß ihr Mann Paul Karlowitsch damals warnte: „Man dürfe es nicht zulassen.“ Dann wurde die Zweite Armee fälschlicherweise zu einer 210 Kilometer langen, in den Masurischen Sümpfen liegenden Schlange auseinandergezogen und glich somit Flankentruppen. Über diese lange Entfernung konnte die notwendige Funkverbindung nicht hergestellt und gesichert werden. Die Aufklärungsflugzeuge konnten entweder nicht starten, oder die Piloten verirrten sich und klärten die feindliche Positionen in den benachbarten Frontabschnitten mangelhaft auf.

Ihr Mann Paul Karlowitsch sei nicht daran schuld, die Nachricht von der tragischen Lage der Zweiten Armee mit derfolgenreichen Verspätung erhalten zu haben. Abgesehen davon bereitete er den größten Teil seiner Truppen sofort für die Rettung Samsonows Armee vor. Diese Vorhaben musste aufgrund des Befehl des Oberbefehlshabers der Front Zilinskij, sich zurückzuziehen, abgebrochen werden. Die Folge hieraus war die tragische Niederlage der Zweiten Armee und der folgende, massive Ansturm aller feindlichen Truppen gegen Rennenkampf. Durch unglaubliches

Geschick gelang es ihm, seine eigene Erste Armee mit nur geringen Verlusten in Sicherheit zu bringen.

Und noch, einen Monat vor diesem Rückzug hatte er einen überragenden Sieg bei Gumbinnen erzielt, indem er das Erste Deutsche Korps vernichtend schlug. Noch vor kurzem stellte die Konditoreifirma „Siu“ Schokoladen mit bunter Aufschrift „Unsere Helden“ her. Eine Schokolade zierte das Bildnis ihres Mannes mit den Worten: „General Rennenkampf“. Und die Zeitung „Satirikon“ fragte humorvoll: „Kosak Krjutschkow oder General Rennenkampf, welche Schokolade schmeckt besser?“

Oh Gott, wie sich doch alles verändert hat! Als sie zu einem Empfang bei Murawjew ins Winterpalais, die Wiege der einstigen Herrscher und der Weltkultur, fuhr, sah sie ein erschreckendes Bild; die kaiserlichen Sälen waren zur Kaserne entwürdigt, in den italienischen Fenstern standen Maschinengewehre, überall lagen Zigarettenkippen und Brotreste, leere Flaschen teurer französischer Weinen, Kleidungsstücke hingen an den Händen von Apoll und Venus, auf dem schwarzen von Kot beschmutzten Parkett lagen Matrasen. Auf einer breiten Marmortreppe stand ein wankender Junker mit einer Flasche Burgunder. Zahlreiche Türklinken fehlten. „Apokalypse“, dachte sie damals.

Trotz einer schriftlichen Eingabe erzählte sie Murawjew ausführlich über die Dinge, die sie von den Kameraden ihres Mannes und von ihm selbst erfahren hatte. Die Unschuld von Rennenkampf war so eindeutig, daß es keine belastenden Fragen geben konnte. Murawjew hörte geduldig zu, sein Schreiber notierte etwas, es kam ihr wie wie eine Ewigkeit vor. Zum Schluß fragte Murawjew: „Warum hat man gerade ihren Mann nach Sibirien geschickt, um unseren Aufstand niederzuschlagen? Was meinen Sie?“ „Was ich meine...?“ Nach ein paar Sekunden des Überlegens setzte sie fort: „Er bekam einen Befehl, er war russischer Offizier..! Befehle wurden nicht beurteilt, Befehle wurden ausgeführt. Jemand mußte doch die Ordnung wiederherstellen.“ „Ordnung? Warum mußten andere dies nicht durchführen, sondern ausgerechnet General Rennenkampf und General Möller?“ Dann sagte er: „Wir werden die Angelegenheit überdenken. Unschuldige werden von der Revolution nicht bestraft.“ Auf dem Heimweg war sie sehr beunruhigt.

Längst dachte und fühlte Vera Nikolajewna wie ihr Mann. Fünfzehn Jahre mit zahlreichen

Ängsten und wenigen Freuden lagen hinter ihr, seitdem sie das kleine Taganrog verlassen und sich nach St. Petersburg begeben hatte. Sie konnte sich aber nicht lange an der Schönheit dieser Stadt erfreuen. Ihre gemütliche Wohnung dort wartete jahrelang auf seine häufig abwesenden Besitzer, und ihre Adresse änderte sich fast jährlich, bis sie mit ihrem Mann in Wilna Station machte. Ihre erste längere Trennung von ihm erfolgte in dem Jahr, als Paul Karlowitsch im russisch-japanischen Krieg kämpfte. Dann folgte die Niederschlagung des Aufstands, den die gegenwärtige „liberale“ Macht ihm nicht verzeihen wollte. Gerade er sollte die Säuberung durchführen, der General, dem befohlen wurde, sich um Ordnung und Ruhe im Land zu kümmern, als Banden zügelloser Soldaten Züge stoppten, den Offizieren die Epauletten herunterrissen oder sie schlugen und Krawallen anzettelten. Sie gehorchten niemanden und nahmen auf keinen Rücksicht, sie skandierten nur: „Alles Weg!“ und „Nach Hause!“ Vera Nikolajewna erinnerte sich an die ironische Erklärung vom Dumaabgeordneten Miljukow: „Nur mit schwerem Herzen können wir die Siege von den Generalen wie Rennenkampf oder Riman in unsere Chroniken eintragen.“

In der Hoffnung auf eine baldige Entlassung ihres Mannes reiste Vera in ihre Heimatstadt Taganrog ab, in der Olga, ihre Tochter aus erster Ehe, das Gymnasium besuchte. Hier wohnte ebenfalls ihre Schwester, die mit einem Militärprokurator, dem General Arakin, verheiratet war, der bislang noch nicht in die Unruhen verwickelt war. Sie wollte die Lage in der Stadt erkunden, um zu erkunden, ob es nicht gefahrloser wäre, sich gemeinsam hierher zu begeben, um hier in Ruhe zu leben. Der gesundheitliche Zustand von Paul Karlowitsch verschlechterte zusehens, seitdem er in den Ruhestand gesetzt worden war. Die ihm angelastete Niederlage gegen die Deutschen hatte auch negativen Einfluß auf seinen seelischen Zustand. Außerdem war die momentane Kriegssituation für Rußland äußerst ungünstig, an allen Fronten erlitt es Niederlagen, für die Paul Karlowitsch die Schuld in die Schuhe geschoben bekam. Man erinnerte sich an seine deutsche Abstammung und hielt ihn für einen durchtriebenen Spion? Doch seine Familie war schon seit Jahrhunderten mit der russischen Geschichte verbunden, in besten Traditionen, und er war stets stolz darauf, russischer Offizier zu sein.

Die unberechtigten Vorwürfe trafen ihn schwer, vor allem die vermeintlich mitverschul-

dete Niederlage der Samsonowschen Armee und dessen tragischer Selbstmord. Sie hatten so lange gemeinsam gekämpft. Im Krieg gegen Japan befehligten sie die Flanken in General Kuropatkin Armee, der wegen seiner Ängstlichkeit viele Befehle erteilte und somit die entscheidende Schlacht bei Laojan verlor. Es folgte der Meinungsstreit zwischen ihm und Samsonow, der mit einer Ohrfeige endete. Trotz allem hätte Paul Karlowitsch niemals die Armee seines Kriegskameraden im Kampf gegen den Feind im Stich lassen können. Als er nach seiner unfreiwilligen Entlassung durch die Straßen von St. Petersburg in seiner Kosakenuniform ging, riefen Personen hinter ihm her: „Verräter!“, und dabei er hatte so viele Siege für sein Vaterland errungen. Ihm wurde als Anerkennung dafür der Orden des Heiligen St. Georgs mit Schwertern und Brillanten verliehen. Trotz seines rauen Charakters war er bei Offizieren und einfachen Soldaten beliebt. Paul Karlowitsch bat den Generalstab inständig, ihm eine Korpsführung zu überlassen, weil er nicht nur ruhig dasitzen konnte, während andere Kameraden an der Front kämpften. Man hat ihm etwas versprochen, es war aber nichts Konkretes, dann brach aber die Februarrevolution aus.

Im August 1917, kam Vera Nikolajewna in Taganrog an. Inzwischen war es auch hier nicht mehr so ruhig wie sie es von früher in Erinnerung hatte; es gab zahlreiche Streiks und Versammlungen, aber nicht die schrecklichen Ereignisse wie in St. Petersburg. Deshalb reifte in ihr der Entschluß, von dort hierher zu ziehen.

Sie kehrte im Oktober nach St. Petersburg zurück, zu dieser Zeit war Paul Karlowitsch wie durch ein Wunder schon auf freiem Fuß gesetzt worden. Sein gesundheitlicher Zustand war aber schlecht. Nach langen Gesprächen ließ er sich überreden und war mit einem baldigen Umzug nach Taganrog einverstanden. Er fühlte sich aber so schwach, dass sie etwas abwarten mußten und vom Ausbruch der Oktoberrevolution überrascht wurden. Nun war warten auf den Frieden dem Warten auf den eigenen Tod gleichzusetzen, deshalb entschieden sie, nicht länger zu warten. Ihnen wurde die Nachricht zugetragen, dass am Don Kaledin, ein Bekannter von Paul Karlowitsch, mit der gewaltsamen Machtübernahme der Bolschewiken nicht einverstanden war und dort alle widerstandsfähigen und gleichgesinnten Offiziere sammelte. Dies ließ sie aufhorchen, aber ein unbestimmter innerer Zweifel in ihrer Seele ließ Vera Nikolajewna nicht zur Ruhe kommen. In den letzten Tagen wurde Paul Kar-

lowitsch entschlossener. Die Vorstellung vom ruhigen Taganrog war nun nicht mehr treffend, denn am Don sammeln sich die Generale nicht für einen Frieden, sondern für den unvermeidlichen Krieg. Davon wird Taganrog auch betroffen sein. Beide wussten dies, aber dem Schicksal ließ sich nicht entkommen und so wurde beschlossen, nun nach Taganrog zu fahren. Was geschehen soll, wird unvermeidlich eintreffen.

Die Gedanken Vera Nikolajewnas wurden durch das Klingeln an der Tür gestört. Gleich darauf trat der Pförtner ins Wohnzimmer, der alte, bis zum Ende treue Filippytsch. Von allen Dienern sind nur er und seine ruhige und scharfsinnige Frau Glascha geblieben. Die beiden halfen Vera Nikolajewna bei allen Hausarbeiten.

„Der Leutnant ist gekommen“, meldete er kurz. Paul Karlowitsch wollte nicht mehr warten und ging zur Tür. Im Flur standen drei Männer, die wie Arbeiter gekleidet waren. Auf den ersten Blick erkannte er sie nicht, aber es waren Leutnant Kowalew und Gefreiter Babitsch, die ihm noch aus der Zeit in Wilna bekannt waren. Der Dritte schien ihm völlig fremd, aber seiner Haltung nach ein Offizier. Sie drückten einander die Hände, eine Geste der Bestätigung ihrer Treue und Bereitschaft, einander in diesen tragischen Tagen zu helfen.

„Alles fertig“, meldete der Leutnant und mit einem Lächeln rieb seine durch den Frost blau angelaufenen Hände. „Die Kutsche steht vor dem Tor.“

Sie entschlossen sich, mit zwei Kutschen zum Bahnhof zu fahren. Die andere sollte gleich nach der ersten ankommen. In die erste wurden die wertvollsten Koffer und die östlichen Reliquien verstaут. Damit fuhren der Leutnant und der Unbekannte ab, der Paul Karlowitsch als Stabskapitän Popow vorgestellt worden war. Als die erste Kutsche im Schneesturm verschwand, tauchte die andere auf. Sie hielt direkt am Eingang, und man begann, das restliche Gepäck nach draußen zu tragen. Paul Karlowitsch entschied, sich nicht von der Waffensammlung zu trennen und sie die ganze Reise selbst zu schützen. Er trat ins Wohnzimmer, als Vera Nikolajewna schon für die Abreise angezogen war. Sie trug einen weißen Pelz, den Kopf bedeckte außer einer Mütze noch ein weißes Kopftuch.

„Also bist du schon fertig“, sagte er. Als er in ihren Augen Tränen erblickte, nahm er sie in die

Arme und fügte hinzu: „Es wird alles wieder gut. Man muß es sich nur zutrauen.“

Sie überwand schnell ihr Weinen, ging in den Flur und ergriff einen kleinen Reisekoffer. Während Paul Karlowitsch ihr folgte, knöpfte er seinen schwarzen Mantel zu, den er seit Kurzem anstelle seines Offiziersmantels trug. Er machte sich Sorgen, das Scheiden fiel ihm schwer, als ob er Bedenken hätte, sich von den gemütlichen und vertrauten Wänden zu trennen, von denen er schon einmal zu den schrecklichen Mauern der Festung wechseln mußte. Dies Gefühl war schwer zu ertragen, sie mussten möglichst schnell weg, dann würden sie weitersehen. - Schlechter kann es nicht werden. In seinem langen dunklen Mantel glich er einem alten Priester, in dessen Augen der feste Glaube und die untrennbare Sorge zu erkennen ist. Er verweilte vor dem Ausgang und warf einen Abschiedsblick zurück auf sein Haus. Hinter einem Fenster hing der Käfig des verstummt Papagei Jeane, nebeneinander standen traurig Filippytsch und Glascha. Sonst befand sich kein Lebewesen mehr im Haus, von nun an werden die beiden die einzigen Beschützer des Hauses sein, das einst voller Menschen war. Dazu der verwöhnte Vogel, der oft nicht zur rechten Zeit schrie: „Guter Jeane, guter Jeane...“. Wem wird der Vogel jetzt seinen kleinen Wortschatz zuschreiben?

„Also, bleibt gesund“, begann er mit brechender Stimme. „Möge Gott uns wiedersehen lassen. Er umarmte Filippytsch und streichelte den Rücken der weinenden Glascha. „Anders wird es auch nicht sein! Wir werden uns noch wiedersehen! Alles nach dem Willen Gottes. „Alles Gute“, sagte Filippytsch zum Schluß mit heiserer Stimme.

Sie gingen die Marmorstufen hinunter im schwachen Licht einer Haustürlampe dem eisigen Wind und ihrem Schicksal entgegen. Die Straße lag still und öde, sie fuhren am Schloßplatz vorbei, dann die Newskij Allee entlang, in der heftiger Wind unheilvoll heulte. Durch Schneewehen zogen mühsam Schlitten. Es zeigten sich erste Fußgänger, eine Soldatengruppe marschierte irgendwohin. Ihnen entgegen zog eine Matrosenabteilung, die vor Waffen strotzte. Sie sangen das bekannte Lied „Äpfelchen“. Andere Worte konnte Paul Karlowitsch wegen des starken Windes nicht verstehen. Er bemerkte abermals, daß bei keinem der Fußgänger das Gesicht zu erkennen war. Alle verstecken ihre Gesichter oder schauten nach unten. Der Schneesturm hatte allen ihr Anlitz genommen. Es wird immer schlimmer, nie-

mand weiß, womit das enden wird. Als er jung war, kam manchmal in ihm eine poetische Stimmung auf, in seinen Gedanken entstanden schwärmerische Bilder, aber der Militärdienst und das Nomadenleben eines Offiziers haben alles verscheucht und sie sind nie zurückgekehrt. Und gerade jetzt ist das poetische Wort „Schneesturm“ durch Jahrzehnte mit einer doppelten Bedeutung zurückkommen.

Sie fuhren am Gostinnyj Schloß und dem Iskijewskij Dom mit seinem Spitzturm und dem Denkmal von Nikolai I. vorbei. Irgendwo am Wegesrand erkannte er das Restaurant „Kuba“, das er oft besucht hatte. Dort speisten auch die Fürsten; letztes Mal traf er dort Oleg, den Sohn von Konstantin Romanow (er fiel 1914 in der Nähe von Warschau). In diesem Restaurant wettete er einmal mit dem schönen und charmanten Leutnant Kulikowskij. Ihm widerstand auch die Zarenschwester nicht, sie verließ ihren Mann – Alexej Michajlowitsch. Gefühle haben gewonnen, dagegen kann man nichts tun.

Die Kutsche hielt an. Vom Litewskij kreuzten Soldaten der revolutionären Armee ihren Weg. Sie kommandierte ein Offizier, in dem man sofort den Berufssoldaten erkennen konnte. Als dieser an ihnen vorbeiging, erkannte Paul Karlowitsch in ihm einen Rotmeister aus dem Preobraschenskij Regiment. „Schurke“, sprach er vor sich hin. Die Abteilung verschwand im Schneesturm, und die Kutsche setzte ihre Fahrt fort.

Vor dem Nikolajewskij Bahnhof gab es großes Gedränge. Der im Laufschrift herbeigeeilte Leutnant berichtete von der Verspätung des Zuges. Die Kutsche näherte sich dem Bahnsteig, auf dem sie warten, ohne auszusteigen. Es war aber nicht leicht, die durchdringende Kälte auszuhalten. Der Wunsch, in den Bahnhof zu gehen wurde immer stärker. Endlich tauchten langsam die zwei Scheinwerfer der Lokomotive auf, der Zug lief in den Bahnhof ein. Eine unüberschaubare Anzahl Menschen drängte sich blindlings dem Zug entgegen. Mit Mühe und Not gelang es, das umfangreiche Gepäck in benachbarte Waggons unterzubringen. Bisher lief alles nach Plan. Sie entschieden, in zwei Waggons zu reisen, sie hielten es für sicherer. Sie hofften in dem ganzen Durcheinander unterzutauchen. Sie hatten fünf Kisten, jede anders aussehend. Der Plan war nicht besonders listig, aber sie hofften, in dem heillosen Durcheinander untertauchen zu können. Paul Karlowitsch wußte, daß seine Begleiter nicht zum Vergnügen mit ihm reisten, sondern sich Kaledin am Don anschließen wollten. Dort

würden ihre Wege für immer auseinandergehen. Dieser Umstand veranlaßte ihn zum Nachdenken. Wie konnte es dazu kommen, daß er, der immer gekämpft hatte, ohne seine Kräfte zu schonen, der sich vor keiner Kugel versteckthatte, der mit Denikin, Wrangel, Krasnow, Alexejew und Gurko gekämpft hatte, nun auf einmal auf das Abstellgleis geschoben worden war. Sie haben gemeinsam im russisch-japanischen Krieg gefochten. Mit Denikin hat er noch früher zusammengearbeitet, im Kiewer-Wehrkreis. Viele der Mitkämpfer haben lobende Berichte über ihn geschrieben. Darunter auch Baron Wrangel, als er noch Stabsrittmeister war, der von seinem Mut und seinen hervorragenden strategischen Kenntnissen berichtete: „In der vorbildlichen Abteilung von General Rennenkampf...“, schrieb er stets in seinen häufigen Berichten. Und mit General Krasnow, damals Berichterstatte der Zeitung des Kriegsministeriums „Russkij Inwalid“, ist er in einem Zug an die Front gefahren: Die Zahl der Personen war begrenzt, der Weg von Petersburg nach Fernost weit; Lesen von Berichten, die gerade geschrieben wurden und Gespräche ohne Ende... Krasnow schrieb von ihm eine ganze Serie von Kriegsberichten, darunter auch etwas Romantisches und Fremdartiges, ins Schwarze treffendes: „Geschichte der Abteilung von General Rennenkampf im Tal vom Fluß Badaoche und im Kampf bei Fejschullin.“ Über ihn haben auch General Iolschin und der Kriegsschriftsteller Fürst Obolenskij, ebenfalls A. I. Denikin geschrieben. Damals hat auch Paul Karlowitsch auf Wunsch des Redakteurs des „Wojennyj Sbornik“ den Füller in die Hand genommen und eine Reihe aktueller Artikel veröffentlicht: „Auf dem Amur und in der Mandschurei“, „Schlacht bei Mukden – 20-tägiger Kampf meiner Abteilung“. Alles war zu Ende, als der Kreuzer „Petopawlowsk“ von einer Mine versenkt wurde. Dabei ist Admiral Makarow, Gewissen und Hoffnung des ganzen Rußlands, ums Leben gekommen.

Wer wird jetzt zur Hoffnung und Rettung des Vaterlandes, das zur Zeit todkrank und unglücklich darnieder liegt? Es sind so viele gefallen, er selbst ist verwundet worden, einer aus seinem Stab ist ums Leben gekommen, zwei andere sind schwer verletzt worden. Der Schlachtenmaler Wiereschtschagin ist gefallen, auch der Korrespondent vom „Nowoje Wremjeni“, der talentierte Maler Krawtschenko. - Was für ein eindrucksvolles Porträt von Paul Karlowitsch hat er gemalt! – ein Held mit seinem großen Schnurrbart, dem ruhigen und entschiedenen Blick der grauen Au-

gen, stattlich und gut gebaut. Seine Zeitgenossen empfanden ihn Zar Alexander II. ein wenig ähnlich. Und dann gingen in den oberen Kreisen Gerüchte herum, er sei ein Sohn vom Zaren. Manche, die ihn beneideten, erklärten seine schnelle Beförderung im Dienst aufgrund dieses Gerüchts. Deswegen wurden auch Intrigen gesponnen. Die Ähnlichkeit mit dem Zar, bemerkte Paul Karlowitsch mit einem innerlichen Lächeln, war nicht nur äußerlich. Er heiratete Vera Nikolajewna, die, wie im Fall des Zaren, über 20 Jahre jünger war. Aber er heiratete, der Zar lebte mit Katjenka Dolgorukowa im Konkubinats. Er und Paul Karlowitsch waren beide verliebt.

... Im Augenblick lag Paul Karlowitsch auf der oberen Ablage eines verirrt Zuges. Unter den fremden Menschen saß seine treue Frau - Vera Nikolajewna. In den Schlafwaggons herrschte eine andere Situation als sonst, es konnte nur mit dem Bild „Der Turmbau zu Babel“ verglichen werden. Überall, wo nur möglich, waren im heillosen Durcheinander Säcke, Koffer, Kisten, Päckchen, Körbe - alles, was gefüllt werden konnte, aufgestapelt. Die Passagiere waren ebenfalls, wie ihr Gepäck, durcheinandergewürfelt. Im benachbarten Abteil spielte ein verrückter Soldat Ziehharmonika, und ein betrunkenen Matrose brüllte mit heiserer Stimme immer wieder gleiche Zeilen dazu: „Äh, Marusja, du Marusja, grüne Augen...“ Alle gestikulierten oder schrien irgendwas und versuchten andere in der Lautstärke zu übertrumpfen. Eine dicke auf ihrem Gepäck sitzende, rotgesichtige Frau rief mit empörter Stimme: „Was? Oh Go-o-ott? Wo hast du ihn gesehen?“ Ihr wurde von einem Herrn geantwortet, der dem Aussehen nach Priester sein konnte: „Gnädige Frau, das ist eine Sünde. Lästern Sie Gott nicht!“ – „Haben sie eine Sünde gefunden? Sünden gibt's bei Ihnen! Wir kennen euch ja - Menschen ohne Sünden! Er ist Vater für uns – ein Heiliger! Jetzt brauchen wir vor nichts mehr Angst zu haben. Die Macht gehört jetzt uns, dem Volk.“ Irgendwo im Korridor begann eine Prügelei und jemand schimpfte laut und heftig, wobei er alle als Mütter und Götter ansprach.

Paul Karlowitsch hörte den Krawall, ohne ihn wahrzunehmen. Er verstand nur eins, die unübersichtliche Situation half ihm, ans Ziel zu kommen. Seine düsteren Gedanken verließen ihn aber nicht. Alles hat sich ins Gegenteil gewendet. Wer hätte geglaubt, daß in etwas mehr als zehn Jahren die Front vom Fernen Osten an den Don verlegt werden würde, wo er – Rennenkampf, damals für einen Held gehalten wurde. Wobei

manche Neider den Krieg in Nordchina für ein Scharmützel hielten und den russisch-japanischen Krieg für eine katastrophale Niederlage. Laojan, Mukden, Port Artur - dort hat alles angefangen. Aber damals wurde Rußland von Witte gerettet, auf dessen Rat der Zar eine Verfassung einführte und der mit Unterstützung der USA Verträge mit Japan unterschrieb. Noch in den ersten Monaten des Krieges 1914 war Paul Karlowitsch ein Held. Also von welchem Zeitpunkt an begann er es zu sein? Seit der Niederlage der Zweiten Armee von Samsonow? Doch er, weiß Gott, war daran nicht Schuld, davon hatten seine Befehlshaber Kenntnis, wußte und weiß der Frontstab, abgesehen von Versuchen von Zilinskij, ihm seine eigene Schuld an Hilflosigkeit in die Schuhe zu schieben. Es ist ihm aber nicht gelungen. Es war der Stabschef Januschkiwitsch gekommen, hatte das Verhalten Paul Karlowitschs überprüft und überzeugt einen positiven Bericht dem Großfürsten Nikolajewitsch erstattet. Paul K. ist doch dafür gelobt worden, seine Armee aus der Umzingelung herausgeführt zu haben. Dann haben die Niederlagen an der ganzen Front begonnen. Durch verlustreiche und rücksichtslose Kämpfe hat die russische Armee ihren Mut verloren. Paul Karlowitsch hat schon viele Kriege miterlebt und hätte vom Tod erzählen können. Was er aber in diesem Krieg gesehen hat, traf ihn so heftig wie ein Stück Blei. Ein Vorfall aber ist für ihn unvergeßlich geworden.

Es war Herbst, die Natur leuchtete gelb und rot. Paul Karlowitsch kam an den Ort, an dem einen Augenblick vorher ein Artilleriegeschöß explodiert war. Alle, die am Leben und unverletzt geblieben waren, standen auf, lächelten seltsam, als ob sie ihr Überleben nicht verstehen konnten. An der Stelle, an der noch vor ein paar Sekunden eine Offiziersgruppe stand, befand sich nun ein großer Bombentrichter, rundum lagen zerfetzte Kleidungsstücke, mit blutigen Fleischresten vermischt. Nur ein zweiundzwanzigjähriger Leutnant schien unverseht, lag wie ein Träumender auf dem Rücken, sein schönes Gesicht war ausgeglichen. Nur seine halboffenen Augen, in denen sich das vergehende Leben widerspiegelte, fragten: „Warum?“. Paul Karlowitsch erkannte in ihm den ehemaligen Junker, den Einzelsohn, den er aus der Militärschule in Wilna als einen talentierten und mutigen Jungen in Erinnerung hatte. Eine Weile schaute Paul Karlowitsch auf die Geheimnisse des Todes und verstand nicht, wo der ewige Dieb eine empfindliche Stelle gefunden hatte. Doch dann erblickte

er eine von einem Pappelblatt verdeckten dünnen Streifen an der rechten Schläfe, der sich rötete und spürte etwas Schweres und Dorniges im Hals, und in seinen Augen standen Tränen.

Die Zeit verging, doch das Erlebte konnte Paul Karlowitsch nicht vergessen. Eins begriff er sehr gut: wenn alles auseinanderfiel und in einen Abgrund stürzte, konnte es keine einzelne Kraft geben, die imstande gewesen wäre, dies aufzuhalten. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, seine Handlung genau zu untersuchen, man hatte ihn einfach entlassen, und der schreckliche Name „Verräter“ folgte ihm nun auf Schritt und Tritt. Alles nur, weil er ein Ausländer, ein Deutscher war. Mit der Zeit nahmen die Beleidigungen immer weiter zu, bis er den Zar bat, einen Ausschuß einsetzen zu lassen, um seine Kriegstätigkeit zu untersuchen. Dieser hat nichts besonderes feststellen können, doch die Ergebnisse verschwanden in den Gerichtsakten und wurden als streng geheim eingestuft. Kriegsgeheimnisse durften nicht verraten werden. So blieb alles beim Alten mit dem Stempel der Schande, und weiterhin blieb Paul Karlowitsch ohne Beschäftigung, obwohl sich die Front jetzt am heiligen Don befand, aus dem vor langer Zeit der von Tataren besiegte hochmütige Fürst Igor getrunken hatte. Jetzt hielten sich alle dort auf: Kornilow, Denikin, Krasnow, Romanowskij, Alexejew... Kaledin – der Kosakenbefehlshaber, und Kornilow... gelingt es ihm sein Werk?

In Balagoje hielt der Zug an, und eine Gruppe von Revolutionssoldaten mit roten Armbändern stieg ein: eine Kontolle. Als sie sich ihm näherten, schloß er seine Augen - vor Haß; sie hätten ihn an seinem Blick erkannt. Vera Nikolajewna zeigte seinen Ausweis vor, in dem er als Kaufmann Smokownikow geführt wurde und sagte: „Er ist sehr krank, erschrecken sie ihn nicht.“ Sie gingen weiter, weil im gleichen Moment jemand nach Hilfe rief: „Da wird das ehrliche Volk umgebracht. Genossen! Hilfe!“ Als Paul Karlowitsch seine Augen öffnete, waren sie außer Sichtweite. „Gott sei Lob und Dank, diesmal ist noch alles gut gegangen“, dachte er. Obwohl er seinen imposanten Schnurrbart abrasiert hatte, wodurch sein Aussehen sich änderte, konnte ein erfahrenes Auge schon auf den ersten Blick in ihm einen Offizier erkennen, er eignete sich keinesfalls als Kaufmann. Paul Karlowitsch sagte sich: „Ich mache mir zu viele Gedanken, in dem Durcheinander kann alles spurlos verschwinden. Es ist so, manchmal hilft der Zufall, manchmal kann er auch zum Verhängnis werden. Es passiert

so viel, ich kann es nicht mehr nachvollziehen.“ Dann schlief er ein, der Zug näherte sich Moskau. Ortsnamen huschten vorbei, der Schneesturm klopfte an die Fenster.

Es wurde stockdunkel, am Himmel war kein einziger Stern zu erkennen. Auf dem Bahnsteig drängten sich zahllose Menschen: schwarze Jacken, graue Dienstmäntel, Pelze, buntscheckige Kleidung. „Rußland hat sich verändert“, dachte Paul Karlowitsch, wunderte sich über die Richtigkeit seiner Gedanken: „Es hat sich ins Unbekannte bewegt, hat den Verstand verloren.“ Als der Zug hielt und sie ausstiegen, trafen sie am Ausgang einige Mitreisende, die, wie er nachher feststellte, aus seinem Wilnaer-Militärbezirk stammten. Mit Mühe und Not trieben sie zwei Kutschen und alle fuhren Richtung Kursk-Bahnhof. Während der Fahrt erfuhr er, daß es am Don sehr gefährlich sei. Der Kosakenrat mit Kaledin im Vorstand, den er noch aus dem Kiewer-Bezirk kannte, hatte die Volksvertretung nicht anerkannt. Kornilow war als Bauer verkleidet mit nur vierzig Soldaten in Novotscherkask angekommen, die anderen sind unterwegs von der sowjetischen Propaganda beeinflusst geflohen. In die Freiwilligenarmee haben sich nur sieben Männer gemeldet. In Rostow gründete General Borowskij studentische Kampfgruppen, ob diese Erfolg haben werden, kann nur der Herrgott voraussagen. In Taganrog herrschten ebenfalls Unruhen, da in den Hafen fünf Militärtransporte aus dem Schwarzen Meer mit ihren Matrosen eingelaufen waren. Kaledin hatte gegen die Unruhestifter Kosaken mit Artillerie unter Führung von Oberst Nazarov geschickt. Es gab keine aktuellen Nachrichten, wie es zur Zeit um Taganrog stand. Die Junker- und Offiziersabteilungen unter Führung von Denikin und Kutepow kämpften irgendwo in der Richtung Matwejewo-Kurgan-Marzewo. Es gab so viele Dinge, über die man sich den Kopf zerbrechen konnte. Es fand sich aber kein Ausweg. Am Don war wenigstens ein Widerstand zu spüren, es wurde gekämpft. In Petersburg existierte außer immer stärker werdene Bolschewistengruppen mit verschiedenen Meinungen überhaupt nichts mehr.

Sie hatten Glück. Ein Zug an den Don, der im Fahrplan nicht zu finden war, fuhr in dreißig Minuten ab. Vereint, sie waren zehn, schafften sie, durch das Gedränge am Bahnsteig in einen kalten und schmutzigen Waggon zu gelangen. Als Gebäude und Bäume draußen vorbei zu huschen begannen, fiel Paul Karlowitschs Blick auf seine Begleiter. Einer von ihnen war Leutnant im

Neunten Regiment gewesen, ein großer Mann mit vornehmen Bewegungen, der einen zum Lachen bringen konnte. Verkleidet wirkte er seltsam. Er hatte einen Schafspelz um, der für ihn zu klein war, auch seine blonde Haar waren verwirrt und ähnelte einem verrückten Pfaffen, der auf der Flucht war. „Der hat sich gut vorbereitet“, dachte Paul Karlowitsch und lächelte. Der Leutnant bemerkte es und flüsterte dankbar mit fast unsichtbarer Bewegung der Augen: „Bei uns gibt es noch Kräfte, die russischen Adler sind nicht weggeflogen“. Durch diese heimliche Antwort entspannte sich Paul Karlowitsch. Er warf einen Blick auf die ruhig dasitzende Vera Nikolajewna und reichte ihr seine kalte Hand.

In der Nacht wurden sie durch einzelne Schüsse und Schreie geweckt. Der Zug hatte irgendwo bei Charkow angehalten. Zu beiden Enden des Waggons tauchten bewaffnete Subjekte mit hohen Pelzmützen auf. Einer von ihnen rief mit ausgelassener, betrunkenener Stimme: „Bürger! Seht ruhig zu! Wir prüfen euer Gepäck.“ Dann sagte er: „Zeig mal, Tante, was du mitbringst!“ und mit heftigem Ruck zog er einen gelben Lederkoffer einer erschrockenen Frau heraus. Da begann ein Schreien und Weinen, jemand protestierte laut: „Wüteriche! Gegen euch, Verfluchte, gibt es kein Kreuz. In der Zeit untersuchte die bewaffnete Bande das Gepäck der Reisenden. Einer stach mit einem Säbel in einen großen Bündel, ein anderer öffnete ein Fenster und warf hinaus, was in seine Hände gelangte. Als sie sich dem Abteil näherten, in dem sich Paul Karlowitsch und seine Mitreisenden befand, fiel in diesem Lärm ein Schuß und einer der Angreifer stürzte zu Boden. „Wer hat geschossen?“ brüllte ein riesiger Kerl wütend und fuchtelte mit seiner Waffe. Da geschah Unglaubliches: Eine ruckartige Bewegung durchfuhr den Leutnant, blitzartig schlug er den Gegner nieder, und eine heftige Explosion ertönte draußen – hinter dem Fenster. Dann begann im ganzen Zug eine Schießerei und Paul Karlowitsch sah durch Nacht und Schnee fliehende und fallende Menschengestalten. Sie liefen zu leeren Fuhrwerken, vor denen Pferde ängstlich wieherten. Salven von Leuchtspurgeschossen verfolgten die Flüchtenden. „Wie viele Retter des Vaterlandes fahren mit an den Don?“ dachte Paul Karlowitsch. Seine rechte Hand hielt den kalten Griff einer kleinen Winchester in der Manteltasche fest umklammert. Hätte der Leutnant nichts unternommen, wäre er gezwungen gewesen zu schießen. An seine eigene Treffgenauigkeit zweifelte er nicht, schon als Junker hat-

te er seine Lehrer mit seiner hervorragenden Zielsicherheit überrascht. In diesem Moment setzte sich der Zug wieder in Bewegung und begann stetig an Geschwindigkeit zu gewinnen. Im flimmernden Licht einer wie durch ein Wunder heilgebliebenen Lampe sah Paul Karlowitsch das vor Angst blasse Gesicht seiner Frau; er versuchte sie zu trösten und sagte leise: „Jetzt ist alles in Ordnung. Sei beruhigt!“

Es war wirklich ruhig, den restlichen Weg legten sie ohne Zwischenfälle zurück. Bei Ilowajskaja setzte sich ein Arbeiter zu ihnen, er hatte eine Mütze auf und eine kurze Jacke an. Er erzählte von den Kämpfen, die überall stattfanden. „Bald wird Kaledin sein Ende finden“, sagte er mit einem Lächeln. Je weiter sie sich Taganrog näherten, desto stärker wurde der Gefechtslärm, der dann allmählich zu den Seiten abnahm. Es wurde dunkel, als sie in der Stadt ankamen, die ganz ruhig dalag, wie die Ruhe vor dem Sturm. Das Schneetreiben war vorbei, wenige Flocken fielen noch, auf dem Boden lagen kleine Schneehaufen. Der Zug fuhr weiter nach Rostow. Paul Karlowitsch bemerkte, daß nur wenige Fahrgäste aus-, aber viele eingestiegen waren. Deswegen leerte sich der Bahnsteig schnell. Ihnen entgegen liefen die jungen Arakins, die Söhne von Maria Nikolajewna, der älteren Schwester von Vera. Maria Nikolajewna wurde von ihrem Mann, Nikolaj Dmitrijewitsch begleitet. Sie lächelte und sagte: „Wir haben auf euch jeden Tag gewartet.“ Die Schwestern begrüßten sich, nahmen einander in die Arme und begannen zu weinen. Paul Karlowitsch kehrte zurück in den Waggon und verabschiedete sich von seinen Mitfahrern.

„Ich wünsche ihnen, meine Herren, viel Erfolg an ihrem heldenhaften und heiligen Werk. Glauben, Geduld und Kraft. Seien sie mutig! Möge Gott ihnen helfen.“

Der Leutnant drückte ihm dankbar seine Hand und sagte zum Abschied: „Wir werden uns wiedersehen. Der Kampf beginnt erst.“

Der Zug fuhr ruckend an. Paul Karlowitsch sprang flink auf den Bahnsteig und schaute solange hinter ihm her, bis er nicht mehr zu sehen war. Er spürte wieder, wie etwas in seiner Brust zerbrach und ihn mit einer unbesiegbaren Einsamkeit erfüllte. Er vernahm Klänge, die ihn an Petersburg erinnerten und fragte sich: „Bin ich wieder in dieser grausamen alten Stadt?“ Hinter dem Rand des Bahnsteigs entdeckte er eine kleine Kirche; schweigend bekreuzigte er sich.

Zu ihm traten Vera Nikolajewna und die Arakins, die seine düsteren Gedanken errieten. Gemeinsam gingen sie am Bahnhof vorbei zur wartenden Kutsche. Paul Karlowitsch fielen Bekanntmachungen auf, die an einige Wänden geklebt worden waren. Auf einer stand: „Vom 16. Januar 1918 verkehren keine Züge mehr in Richtung Rostow, Jekaterinoslaw und Charkow. Der Zeitpunkt der Wiederaufnahme der Verbindung ist unbekannt.“ „Das zweite Mal Glück gehabt“, sagte er lächelnd. „Wir sind an unserem Bestimmungsort angelangt, und dazu noch mit dem Gepäck, das war das erste.“ Ein Glücksgefühl durchströmte ihn, er umarmte die beiden Frauen und half ihnen in die Kutsche. Für das mitgebrachte Gepäck gab es keinen Platz mehr. Deswegen mußten sie mit den vor dem Bahnhof wartenden Kutschern verhandeln, die sie auch an den Rand der Welt fahren wollten, aber der geforderte Preis war sehr hoch. Sie fuhren schnell und erreichten sogleich die Nikolajewska-Straße, die gerade und dunkel vor ihnen lag, nur am Anfang leuchtete schwach eine einzige Laterne, mehr Licht gaben einige kalte und rätselhafte Sterne, die am Himmel zu sehen waren. Paul Karlowitsch bemerkte, daß das Leben in dieser Stadt noch nicht zur Unbeweglichkeit erstarrt war. Ihnen kamen Kutschen, Sprungfederreisewagen und leichte Einspänner entgegen. Plötzlich wurden sie sogar von einem Automobil überholt.

„Der vereidigte Sachverwalter Zolotajew“, stellte Maria Nikolajewna den Fahrer, einen schicken Mann, vor. „Modische Kleidung gibt es bei ihm in Hülle und Fülle, viele Kleider bestellt er in London“, erklärte Nikolaj Dmitrijewitsch mit einem ironischen Lächeln. Trotz seines großen Ansehens war er sehr bescheiden und fand den äußeren Schein nebensächlich. Seine Stellung als Militärstaatsanwalt und sein Rang als General hatten ihn unter der Bevölkerung der Stadt zu einem bedeutenden Mann gemacht.

Auf dem Bürgersteig spazierten Fußgänger, unter ihnen viele Offiziere, besonders von Kaledin: Junker, Stabskapitäne, Rotmeister, Leutnants. Manche führten hübsche Damen aus, fröhlich und rege miteinander sprechend. Dieser Anblick brachte Paul Karlowitsch eine zuversichtlichere Stimmung. „Noch besteht Hoffnung.“ Die Kutsche bog jetzt in die Uspienskij-Straße, sie fuhr durch die Hauptstraßen, denn die Gastgeber wollten ihren Gästen den Ort ihrer Zuflucht zeigen. Als sie um die nächste Ecke bogen eilte ihnen ein schöner Zweispänner mit elektrischen

Scheinwerfern und herrlichen schwarzen Pferden entgegen.

Alte und neu gebauten Häusern zogen an ihnen vorbei, die sie an ein verkleinertes Petersburg erinnerten. Diese Erinnerung versetzte Paul Karlowitsch wieder eine düstere Stimmung. Als sie in die Griechische Straße einbogen, brach Nikolaj Dmitrijewitsch das Schweigen, deutete auf ein zweistöckiges Gebäude mit fünf Fenstern und einem großen Balkon an der Hausecke und sagte: „Unser ehemaliger Bürgermeister und Mitglied des Staatsrates Pavel Fjedorowitsch Iordanow. Unser Nachbar.“

Sie hielten am Haus Palasowoj an, in dem Maria Nikolajewna und ihr Mann schon einige Jahre lebten. Ihnen entgegen liefen siebzehnjährige Olga und jüngere Stiefschwester Tatjana, die beide Rennenkampf hießen. Paul Karlowitsch war nicht damit einverstanden gewesen, daß die Tochter von Vera Nikolejewna und ihrem ersten Mann einen anderen Namen [Krassan] trug. So hatten sie gemeinsam entschieden, um für immer die Erinnerungen an die mißlungene erste Ehe von Vera Nikolajewna und dem Schönling Wladimir Krassan¹ zu tilgen. Den Kindern folgte noch eine Person aus der Familie Arakin. Es wurde beschlossen, seine Gefühle und Wiedersehensfreude erst im Haus zu zeigen.

Das Erdgeschoß mit 5 Zimmern bot genug Platz für alle. Die Gastfreundschaft der Arakins war groß. Auf dem Eßtisch fehlte nichts; dort standen bekannte und erlesene Weine und das Bazerowskije Bier, der berühmte Kaviar, Geräuchertes und Marinaden... Maria Nikolajewna hat sich viel Mühe gegeben, um mit einer Pariser Torte die Gäste aus der Hauptstadt zu überraschen. Auf der Torte brannten achtzehn Kerzen, denn es näherte sich das Neujahr – Januar 1918. Am Tisch saßen sie ausgelassen, tranken auf die schöne und glückliche Vergangenheit, ohne über die schreckliche Zukunft ein Wort zu verlieren. Zerschlagende Träume schwebten irgendwo im Unterbewußtsein, niemand wollte daran glauben, daß sie nicht mehr Wirklichkeit werden könnten, sie scheuchten düstere Schatten fort. „Laß mich, nicht ich! Nicht ich, nicht!“ wollte man wie in einem einfachen Kinderspiel rufen. Draußen detonierte etwas so stark, daß der große Leuchter über dem Tisch zu schaukeln begann. Dann donnerte es noch zwei mal, aber nicht mehr so laut

¹ Mit 20 Jahren hatte man mich mit dem Bankier aus Sankt Petersburg verheiratet. Anderthalb Jahre später wurde ich Witwe. (Aus den Aufzeichnungen von Vera v. R.)

und etwas weiter entfernt. Maria Nikolajewna versuchte die aufgekommene Anspannung zu verscheuchen: „So etwas geschieht ziemlich oft bei uns. Besonders nachts. Entweder macht es jemandem Spaß, oder man zeigt seine Stärke. In diesen Zeiten ist alles möglich.“

Ihre Erklärung war nicht einleuchtend, aber Vera Nikolajewna dankte Maria innerlich für ihren Versuch, die Gäste zu beruhigen, damit ihnen das Erlebte und Gesehene nicht wieder ins Gedächtnis zurückgerufen wurde. Nikolaj Dmitrijewitsch stand vom Tisch auf und mit kaum sichtbarer Bewegung forderte er Paul Karlowitsch auf, ihm in sein Arbeitszimmer zu folgen. Hinter geschlossener Tür unterhielten sie sich ein paar Stunden, ohne einen Entschluß zu fassen. Vor jedem von ihnen stand die entscheidene Frage: Wie wird es weiter gehen. Nikolaj Dmitrijewitsch informierte Paul Karlowitsch so gut er konnte über die gefährliche Lage.

„Richtung Taganrog ziehen die Truppen von Siwers. Der rote Befehlshaber Antonow wird immer stärker, weil er für seine Armee die Arbeiterbewegung mobilisiert, und die Kosaken, auf die das „Zentrum“ so gehofft hat, wollen sich nicht in die Kämpfe einmischen. Es sieht so aus, als ob die Führer der „Weißen Bewegung“ die Macht der Don-Kosaken überschätzt hätten. Die Lage von Kaledin ist ziemlich schwierig, noch schwerer haben es alle, die mit der Hoffnung an den Don gezogen sind, patriotische Gefühle zu erwecken. Dem zur Hilfe gekommenen General Alexejew hat Kaledin geraten, Aushebungen von Soldaten sollten heimlich und hinter der Donarmee stattfinden. Kaledin selbst kann man vertrauen, er ist ehrlich. Ein alter Kosakenbrauch schützt Flüchtlinge: „Vom Dongebiet wird niemand ausgeliefert.“ Kaledin hilft den Flüchtlingen auch mit eigenen Mitteln, aber er ist nicht imstande, die Lage zu ändern.“

„Und was unternimmt Kornilow. Mit seinem Namen sind doch alle Hoffnungen auf die Rettung Rußlands verbunden. Wieder ein Mißerfolg?“

„Nach allem, was man hört, fängt sein Werk erst an. Nachdem er erfahren hatte, daß Kosaken beabsichtigen, nicht gegen die Roten zu kämpfen, führte er die gesamte Freiwillige Armee von Nowotscherkask nach Rostow. Anfangs gab es Meinungsunterschiede zwischen ihm und General Alexejew. Die beiden hielten sich für hohe Tiere, die ihre eigene Vorstellung durchsetzen wollten. In der letzten Zeit zeigen sie sich aber kompromißbereit und haben die Macht geteilt:

Kornilow ist jetzt für das Militär im Don-Bezirk verantwortlich und Alexejew ist für Zivilangelegenheiten zuständig. Es gab aber keine Vorräte für die Verpflegung der Armee.“

„Wieso „keine? Und was ist mit den Vorräten in den Doner Militärlagern? Wo sind sie geblieben?“

„Nichts. Kosakenausschüsse haben sie beschlagnahmt. Sie verkaufen alles, darunter auch militärische Dinge, ganz wie es ihnen paßt. Hast du Geld - nimm, hast du keins – hau ab! Und Geld fehlt sowohl bei Alexejew als auch bei Kornilow. Die Reichen aus Nowotscherkask und Rostow waren nicht besonders großzügig. Ein wenig haben sie gespendet, aber die Armee braucht mehr. Dazu kommt noch die Inflation: heute spendest du viel, morgen ist es nichts wert.“

Paul Karlowitsch hörte den Ausführungen genau zu, bei dem Wort „Spenden“ konnte er nicht mehr schweigen.

„Sie warten auf etwas, aber sie werden sofort Spenden, wenn die Bolschewisten sie köpfen wollen. Dann werden sie begreifen, was „Spende“ bedeutet. Jetzt kommen wir zum Kernpunkt unserer Unterhaltung: Alexejew, der vor einigen Monaten über ein Militärbudget von Milliarden verfügt hat, bittet jetzt für seine Soldaten, um das Vaterland nebst seinen Reichen retten zu können, die ihm aus Höflichkeit Kleingeld zuwerfen.“ Paul Karlowitsch machte eine Pause. Oder wurde der Schmerz in seiner Brust so stark, daß er nicht mehr zu sprechen vermochte. Dann fragte er: „Und was hört man von der Armee von Kornilow, ist sie schlagkräftig?“

„Ich weiß es nicht genau, es sollen über dreitausend Soldaten sein. Und Freiwillige kommen aus allen Richtungen. Besonders die „grüne Jugend“. Die Älteren der gebildeten Schichten versuchen abzuwarten, aber jüngeren wollen kämpfen und sind nicht zu halten. Neulich hat man eine komische Geschichte erzählt. Es haben sich drei Knaben gemeldet, die nicht mehr als zwölf Jahre alt waren. Sie haben ihre Papiere vorgelegt, und in denen waren sie schon sechzehn. Ab diesem Alter darf man nämlich in die Armee eintreten. Da erschien ein Vater der Jünglinge und die „künftigen Soldaten“ haben sich unter dem Tisch versteckt und gebeten, sie nicht auszuliefern.“

Im Laufe eines Monats waren alle, auf die man zählte, bei Kaledin am Don eingetroffen. Auch Kerenskij erschien in Verkleidung, aber weder Kaledin noch Kornilow haben ihn emp-

fangen. Letzterer konnte seinen Zug nach Petersburg und seine Verhaftung nicht vergessen. Es kamen auch der Sozialist Struwe, der ehemalige Minister in der Regierung von Kerenskij - Miljukow, Potockij - vor kurzer Zeit noch Gouverneur von Rostow, der Sohn von Suworin - Boris, Herausgeber der Zeitung „Wjetschernoje Wremja“ und Boris Sawinkow, der vor ein paar Tage nach Moskau gereist ist, um dort demokratische Kräfte zu „wecken“.

„Dem gelingt es bestimmt, etwas in die Wege zu leiten. Der fängt den nächsten Krach an. Ein zweifelhafter Typ. Diese Sorte Mensch sollte von der Armee fernhalten werden. Durch solche Offizier ist die Armee entzweit worden.“

„Solche Leute auszuschließen ist auch Ziel von Kornilow. Ohne Disziplin besteht keine Armee, und die darf nur auf seinen Befehlshaber hören. Er hat deswegen die Todesstrafe eingeführt, denn ohne Armee wird es kein Rußland geben.“

„Und wie sieht die Lage in Taganrog aus?“ stellte Paul Karlowitsch plötzlich die für ihn wichtigste Frage. Gibt es hier ausreichende Kräfte, die sich gegen die Bolschewisten stellen können?“

„Mit einem Wort läßt sich das nicht beantworten“, erwiderte Nikolaj Dmitrijewitsch nachdenklich. Gleich nach der Wende hatten Bolschewisten die Macht in Taganrog und Rostow ergriffen. Und für Kaledin gab es keinen anderen Ausweg, als sich an Alexejew zu wenden mit der Bitte um Hilfe, obwohl der ihm geraten hat, für einige Zeit sich vom Don zu entfernen, um die Kosaken nicht zu beunruhigen. Die Hilfe ist gekommen. Eine Abteilung von fünfhundert Offizieren und Junkern hat Rostow erobert und die Bolschewisten aus Taganrog vertrieben. In Taganrog befindet sich eine ausgezeichnete Junkerschule mit achthundert Plätzen, gibt es Generale und Offiziere aller Dienstgrade. Wenn es um die politische Parteien geht, verzeichnen wir zahlreiche Bewegungen. Auf Versammlungen sieht und hört man meistens den aus Petersburg geflohenen Kadetten Roditschew, den Sozialisten Woronow und Sewastjanow vom „Bund des russischen Volkes“. Der Genosse Bürgermeister ist Offiziersanwärter und heißt Michajlow, eine ziemlich passive Person. Obwohl hier so viele Nationen zusammenleben, Griechen, Italiener, Franzosen, Juden, ist die Situation der Stadt leicht zu begreifen.“

„Nur keine Deutschen“, lächelte Paul Karlowitsch sinnend. „Sonst würden sie für alles die Schuld tragen müssen.“

Zum Schluß fragte Nikolaj Dmitrijewitsch: „Was werden wir tun können, wenn die Bolschewisten in die Stadt zurückkehren?“

Für Paul Karlowitsch kam die Frage nicht unerwartet. Daran dachte er, seitdem er in Petersburg in den Zug gestiegen war. Er vermutete nicht, daß jemand ihm die Frage so direkt stellen würde. Er schüttelte den Kopf und sagte: „Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht! In solchen Zeiten werden Generale ohne Armee überflüssig und beseitigt.“

„Und wenn es zum Kampf kommt?“ führte Nikolaj Dmitrijewitsch die gestellte Frage zu Ende.

„Kampf? Wie und womit? Wer will dann unter General Rennenkampf kämpfen, der für einen Verräter gehalten wird. Wenn ein Land kämpft, zu dessen Nation ein Individuum gehört, dann ist es an allem sofort schuldig. Auch daran, daß das andere Land, mit dem das Individuum seit eh und jäh verbunden ist, niedergeschlagen wird. Es ist schwer zu sagen, woran es nicht schuldig ist.“ Paul Karlowitsch begann schwer und unregelmäßig zu atmen. „Ein Individuum ist einem Sandkorn ähnlich, der von einem Sturm getrieben wird und für die ganze Nation verantwortlich ist. Wieso? Und wenn Kosaken dem geborenen Kosaken Kaledin nicht trauen, oder aus irgendeinem Grund nicht folgen wollen, wenn vor dem russischen Oberbefehlshaber Alexejew Reiche ihre Geldbeutel schließen, dann werden vor dem Deutschen Rennenkampf alle Türen verschlossen.“

„Paul Karlowitsch, sie waren doch ein Idol der Junkern. Ich weiß es genau aus dem Wilna-Bezirk. Sie waren von ihnen gefolgt, sie wurden von ihnen geliebt...“

„Idol... geliebt... Wo sind die „Liebenden“ jetzt? Einen zerbrochenen Krug hat noch niemand zurück in seine ursprünglichen Form gebracht. Und ein zusammengesetzter ist nicht mehr schön. Auf der Fahrt hierher habe ich die zerbrochenen Teile des Wilnaer Bezirks gesehen. Und wie haben Sie sich entschieden, Nikolaj Dmitrijewitsch?“ fragte Paul Karlowitsch seinen Gesprächspartner.

„Ich? Zu nichts. Ich warte ab, dann, - mal sehen. Ich glaube, falls etwas geschieht, wird meine Person nicht sofort die Aufmerksamkeit der Bolschewisten gewinnen. Ich habe zurückhaltend

gelebt, ohne in der Politik tätig gewesen zu sein. Hoffentlich geht es gut!“

„Wollen Sie sich etwa mit denen versöhnen?“ fragte Paul Karlowitsch mit barscher Stimme und hochgezogenen Augenbrauen.

„Um Gottes Willen, nein!“ – verneinte Nikolaj Dmitrijewitsch heftig. „Niemand möchte unterwegs von dem Todeswind erfaßt werden, und ihm entgegen zu gehen bedeutet das gleiche Verhängnis. Klüger ist es, unter dem eigenen Dach abzuwarten.“

„Und wenn das Dach sich als unsicher erweist, und der Sturm eindringt und Sie an der Gurgel packt?“

„Dagegen läßt sich nichts tun. Dann muß ich mich Gottes Willen stellen.“

„Es ist doch nicht Gottes-, sondern Wille der Gauner. Davon wird niemand verschont. Die Worte „General“, „Staatsanwalt“ selbst werden zum Objekt eines tierischen Hasses. Ich habe es schon in Sibirien miterlebt. Soll man freiwillig diesen Leuten zum Opfer werden?“

„Lieber Paul Karlowitsch, daran habe ich oft gedacht und trotzdem bin ich noch zu keinem Entschluß gekommen, was ich machen soll. Eins weiß ich aber, unter demselben Himmel will ich mit diesen Leuten nicht leben. Wenn es nötig wird, ist das Meer nicht weit, von hier kann man zum türkischen Ufer fliehen. Zur Zeit, im Winter, ist es aber unmöglich, weiter als ans Asowsche Meer schafft man es nicht. In der Flotte des Schwarzen Meeres befinden sich lauter Bolschewisten. Als sie erfahren haben, daß zahlreiche Offiziere an den Don zu Kaledin zu ziehen beabsichtigen, haben sie ihm gedroht, ihn anzugreifen. Deswegen haben sich die Kosaken von ihrem Führer losgesagt. Sie glauben, wenn Offiziere an den Don gelangen, folgen ihnen die Bolschewisten. Wenn sie nicht kommen, bleibt es bei ihnen ruhig und friedlich.“

„Das heißt also, sie wollen sich abgrenzen. Rußland soll kämpfen, und sie kümmern sich nur um sich selbst.“

„So sieht es aus“, antwortete Nikolaj Dmitrijewitsch. „Das Feuer wird immer größer, bald wird es in ganz Rußland brennen.“

„Da ist es schon entfacht worden.“ Paul Karlowitsch ging ans Fenster, durch das der weite Himmel mit glänzenden Sternen zu sehen war. „Uns wird es nicht mehr geben, doch sie bleiben für immer. Und aus den Sternen werden unsere Nachfahren lesen können, wie wir gelebt und

gelitten haben.“ Dann schwieg er eine Weile und fügte hinzu: „Um mich habe ich keine Angst, sondern um sie“, er zeigte auf die Tür, „und um Rußland.“

Er war kein Feigling. Mut besaß er im Überfluß. Es gab Zeiten, wie damals in der Mandschurei, als er mit einer Division bei -25 Grad direkt vor der Nase des Gegners demonstrativ Aufklärungsritte durchführte. Er hatte nur einen nicht zugeknüpften Dienstanzug an und war barfuß, seine Füße froren an den Steigbügeln fest. Noch vor ein paar Jahren, auf dem besetzten Territorium der Deutschen, hatte er sich mit federndem Schritt den entgegenkommenden Pferden in den Weg gestellt, um diejenigen aufzuhalten, die den Verstand wegen der Gerüchte „Deutschen im Rücken“ verloren hatten. Es hat sich in der Vergangenheit zugetragen, aber er würde es nie vergessen. Im Kampf hatte er nie Angst ums eigene Leben gezeigt. Aber er war nicht bereit, es in die Hände dieser Meute zu legen. Allein sich gegen den Ansturm zur Wehr zu setzen, klang für ihn zu romantisch. In der Jugend las er Romane von Stendhal, in denen ein tapferer Held von Naturkräften in Gegenwart triumphierender Menschenmasse vernichtet wird. Damals war er davon entzückt. Die Zeit in Sibirien hat das Gefühlsbetonte hinweggewischt, so daß er die Romane nur noch als alte Märchen bezeichnete. Im jetzigen Augenblick entstand aber etwas Bedrohendes, Unfaßbares, das sich ihnen langsam näherte. Er sah die Gefahr kommen und wußte, daß es diesmal keinen Ausweg gab, nicht einmal davor fliehen konnte. Seine Gedanken störten leise Klänge eines Klaviers, er hörte eine tiefe bezaubernde Stimme. „Vera“, erkannte er und sagte:

„Ich darf gar nicht daran denken, was aus ihnen wird.“ Er schaute Nikolaj Dmitrijewitsch direkt in die Augen, in denen Angst und Hoffnung zu sehen waren. „Wissen Sie, was sie General Duchonin angetan haben, weil er alle Häftlinge aus dem Bychowskaja-Gefängnis entlassen hat, Die jetzt in der Freiwilligen Armee kämpfen. Die tobende Menschenmasse hat den Waggon umzingelt und von dem Kommissar Krylenko verlangt, ihr den Feind der Revolution auszuliefern. Der hat noch versucht die Menge zu beruhigen, es hat aber nichts genutzt. Darauf stieg Duchonin aus dem Waggon, er schaffte nur „liebe Genossen“ zu sagen, bis er einen Bajonettenstoß in den Rücken erhielt. Sie ließen die Leiche entkleidete Leiche zurück. Diese Greuelthat war aber für sie noch zu gering, deshalb liefen sie zum Haus mit der Absicht, auch seine Frau um-

zubringen. Zum Glück war sie in der Kirche und betete.“

„So ist es, wenn keine Gesetze mehr Gültigkeit haben und keine Regierung Einhalt gebietet. Schlimmer als Verbrecher. Pugatschew, Razin und Waska Bjelousy sind im Vergleich zu ihnen artige Kinder“, antwortete Nikolaj Dmitrijewitsch.

„Für die Meute sind Sie, Nikolaj Dmitrijewitsch General und Staatsanwalt und ich zusätzlich „Henker“ und „Verräter“ des russischen Volkes. Also ein Fremder unter den eigenen Mitbürgern, ein Feind unter Fremden. Wo gibt es einen Ausweg? Wo...?“ Paul Karlowitsch trommelte kräftig mit den Finger auf die glatte Fläche des Tisches und stand plötzlich auf mit den Worten: „Verschieben wir das Gespräch auf morgen. Wieviel Tagen wir noch zu leben haben, weiß nur unser Herrgott. Jetzt kehren wir zu den Damen zurück, das Neues Jahr beginnt gleich, vielleicht das letzte für uns auf dieser Welt.“

Die Uhr im Wohnzimmer schlug zwölf. Alle Anwesenden hielten ihre gefüllten Gläser in der Hand, und Paul Karlowitsch hob sein Champagnerglas, schaute alle nacheinander an und sprach den Toast: „Auf euch alle!... Und auf Rußland!“

Es regnete Papierschlagen, dann wurde getanzt mit frohen seltsamen Masken und unter Applaus gesungen. Auch Vera Nikolajewna sang wieder. Paul Karlowitsch trat zur ihr ans Klavier, umarmte sie und bat: „Sing mein Lieblingslied „Geh mein Liebster nicht weg, bleib bei mir“. Sie begann zu singen, er hörte ihr zu und erinnerte sich an die Bilder aus der Vergangenheit. Das unvergeßliche Lied hatte er zum ersten Mal bei Anastasja Walzewa vernommen. Seit jener Zeit ist er ihr begeisterte Anhänger geworden. Sie trat oft in Wilna auf, wo auch ihre Sängerkarriere angefangen hat. Während des russisch-japanischen Krieges reiste sie in die Mandschurei zu ihrem Mann, dem verletzten Oberst Biskupskij und verbrachte viele Nächte wachend an seinem Bett. Ihre Stimme erklang oft in Offizierskreisen, und sogar der Oberbefehlshaber Kuropatkin nahm in seinem Waggon eine Sammlung ihrer Schallplatten mit an die Front. Das letztes Mal trat sie 1912 in Wilna auf. Ein Jahr später starb sie. Sie wurde am gleichen Tag beerdigt, an dem ihr Mann in Petersburg ankam. Er sah die große Menschenmenge, die einem Sarg folgte und fragte: „Wer wird beerdigt?“ „Die unvergleichliche Walzewa“ antwortete ihm ein weinender Student.

Vera Nikolajewna sang und vor Paul Karlowitsch tauchten die vergangenen Zeiten, Triumphe, Erfolge auf. Immer wieder nahm er die Worte „Geh nicht weg“ wahr. Dieser Wunsch trafen auch auf Vera Nikolajewna und alle Anwesenden zu, er wollte, daß dieser Moment niemals vergeht, er wollte alles retten, was in seinem Leben noch heil geblieben war. „Geh nicht weg! Geh nicht weg!“ rief sein Herz. Als Vera Nikolajewna mit dem letzten Akkord geendet hatte, nahm er ihre schlanke Hand und hob sie vorsichtig wie einen wertvollen Gegenstand an seine trockenen Lippen. Genau so war es an dem Tag, als sie sich zum ersten Mal getroffen hatten. ...Vera war in diesem heißen Sommer nach Wilna² zu ihrer Schwester gereist, die kurze Zeit vorher Nikolaj Dmitrijewitsch Arakin geheiratet hatte. Sie war schlank, trug einen weißen Mantel und hatte ihre schwarzen Haare hoch gesteckt. Er wurde durch ihre Ähnlichkeit mit Anastasja Walzewa geblendet und sein Schicksal in diesem Moment entschieden.

*

Es begann zu dämmern. Paul Karlowitsch erinnerte sich an einen Satz aus einem Gedicht: „Die Mahlzeit ist zu Ende, die Gläser sind leer“ und wunderte sich über die Richtigkeit. Gläser sind leer, alles nimmt ein Ende. Und was kommt danach? Nach der buddhistischen Religion das Nirwana. Vor vielen Jahren hatte er sich für die Weisheiten interessiert. Wer sie erlernen möchte, muß zwölf schwierige Etappen zurücklegen, alles läuft nach dem den Menschen bestimmten Schicksal hinaus. Schakja Muni hat sein Ziel im Alter von achtzig Jahren erreicht. Dann benötigte er noch zwanzig Jahre bis zur Vollendung. Paul Karlowitsch ist aber weder ein Buddhist noch ein Lutheraner. Er ist Slawe mit einem deutschen Namen. Also, die Gläser sind leer, es gibt nichts mehr...

Nach dem gregorianischen Kalender begann das Jahr 1918. Die Einwohner des Hauses wachten spät auf, die Sonne beleuchtete schon die hellen Wände der geräumigen Zimmern. Nach dem Frühstück entschloß sich Paul Karlowitsch, einen Spaziergang durch die Stadt zu unternehmen, um sie kennenzulernen. Nikolaj Dmitrijewitsch bot sich gern als Führer an. Unterwegs beabsichtigten sie, die Hausbesitzer Demin zu besuchen, bei denen die Arakins für ihre angekommenen Gäste das zweiten Stockwerk gemietet hatten. Als sie nach draußen traten, spürten sie sofort die frosti-

² Es muß Irkutsk heißen

ge, aber windstille Luft. Sie spazierten die Griechische Straße entlang, am grauen Haus Cysarenkos vorbei, überquerten die Kommertscheskij- und Uspenskijgasse, auf beiden Straßenseiten standen die prächtigen Häuser des Griechen Nomicos und des Bürgermeisters Iordanow. Ein paar Schritte weiter erreichten sie das Haus der Familie Demin. Das große, aber teilweise ungenutzte Gebäude wurde von der Besitzerin und ihrer Tochter bewohnt. Die Familie hatte einstmals bessere Zeiten erlebt, wie sie aufgrund der noblen Ausstattung vermuteten. Nur zwei Personen führten den Haushalt: eine Köchin und ein Dienstmädchen, die nur halbtags tätig waren. Paul Karlowitsch äußerte sich zufrieden, verabschiedete sich von der Hausbesitzerin und vereinbarte mit ihr, daß er am nächsten Abend in die hellen und möblierten Zimmer einziehen werde. Sie stiegen die geschmiedeten Eisenstufen hinunter, wendeten sich dann wieder der Griechischen Straße, vorbei am Haus der reichen Bürgerfamilie Lakier, aus der Frau von Jordanow stammte, eine schöne und energische Frau. Ein Stück weiter stand das Haus des Parlamentabgeordneten Arakanzew. Vor dem Schloß Zar Alexander I. verweilten sie andächtig und betrachteten es sinnend:

„Er war ständig unterwegs und starb ausgerechnet in Taganrog. Oder ist er nicht gestorben und sein Schatten irrt noch heute durch die Stadt? Schon Lew Tolstoj hat an seinen plötzlichen Tod nicht geglaubt und „das Leben vom Greis Fjedorow“ geschrieben.“ Dann dachte Paul Karlowitsch eine Weile nach und sprach weiter: „Was geschieht jetzt mit unserem Zaren Nikolaj Alexandrowitsch. Wenn die Revolution ganz Rußland überrollt, hat er keine Möglichkeit, aus Tobolsk zu fliehen. Nur wenn der Herrgott hilft, wird der Zarenfamilie nichts zustoßen. Die „Roten“ sind zu allem fähig.“

„Hoffentlich wird er beschützt, wenn sich die Ereignisse überschlagen“, bemerkte Nikolaj Dmitrijewitsch.

„Von wem sollte der Zar beschützt werden, der auf seinen Thron verzichtet, der weder Macht noch die Armee hinter sich, der mit seiner Abdankung sein eigenes Todesurteil unterschrieben hat?“

Vielleicht finden sich in Sibirien Kräfte, die ihm helfen können. Es muß doch nicht in ganz Rußland so aussehen wie hier am Don. Jenseits des Urals leben tatkräftige Menschen, deren heiliger Glaube Rußland nicht zugrunde gehen läßt.

„Haben Sie schon einmal eine Kettenreaktion beobachtet? Geht ein Glied entzwei, fällt alles auseinander. Um dem jetzigen Verlauf Einhalt zu gebieten, werden viel größere Kräfte benötigt, als die, welche vorher alles zusammengehalten haben. Und im Augenblick haben wir sowohl die Kräfte als auch den Verstand verloren, als im Februar die Offiziere aufhörten zu salutieren und ihre Epauletten entfernten. Die Revolution hat in der Armee begonnen, deshalb wird sie in ganz Rußland die Oberhand gewinnen.“

„Aber wie sieht unser Rußland dann aus. Irgendwann müssen die Übriggebliebenen begreifen, wo dies enden wird. Wenn sie dies erkennen, werden sie Reue zeigen und einen Neuanfang beginnen.“

„Reue zeigen? Irgendwann ist es möglich. Was eine Wiedergeburt anbelangt, wird sie auf den Trümmern oder verwüsteten Plätzen unmöglich sein, weil nichts typisch Russisches bleiben wird. Die nächsten Generationen werden unser heutiges Rußland nicht kennen lernen. Hoffentlich gibt es dann noch einen von den Alten, der ihnen davon erzählen kann. Die Roten werden ihr Bestes geben, damit von unserem geliebten Rußland nichts mehr übrigbleibt.“ Paul Karlowitsch schwieg eine Weile, dann fügte er hinzu: „Hätte Zar Nikolaj Alexandrowitsch einen stärkeren Charakter gehabt, wäre es nicht dazu gekommen, was wir jetzt miterleben müssen. Die Einen wollten ernicht beleidigen, um die Anderen war es ihm zu schade, noch andere hinauszuerwerfen ließ die Hofetikette nicht zu. Damit war es um ihn geschehen. Alle Menschen sind unzufrieden, streiken, verlangen mehr. Sogar der Bruder seiner ehemaligen Geliebten Matilda Kschesinskaja, der Künstler Mariinki, begann zu streiken, wozu auch? Und Michail Alexandrowitsch, der Bruder vom Zar? Er heiratete heimlich gegen den Willen der Familie Romanow Gräfin Brasowaja, bei der die Türen für alle Linken offen standen. In ihrem Salon fanden Aufrufe zur Meuterei statt, für die die Gräfin in einem anderen Land ins Gefängnis geworfen worden wäre. Und Kirill Wladimirowitsch Romanow? Der hat alles übertroffen: im Februar führte er seine Grenadiere mit einer roten Schleife an der Brust auf den Platz, um die heilige und lang erwartete Revolution zu begrüßen. Ein unwissendes Land!“

Nikolaj Dmitrijewitsch hörte zu und es schien ihm als ob nicht Paul Karlowitsch, sondern er selbst sprach. Er verspürte deutlich den Drang, nach allem Gehörten das Gegenteil auszurufen: „Und wenn es doch eine andere Lösung gibt?“

Könnte nicht irgend etwas den unaufhaltsamen Sturm in eine andere Richtung lenken. Als sie auf das Meer zu gingen und ihnen zwei beschwipste Jugendliche begegneten, sagte er:

„Gestern Morgen haben zwei betrunkene Männer am Denkmal des Zaren Pjotr ein Feuer angezündet und gebrüllt: - Wo ist Pjotr jetzt? Den Michail haben wir schon runter geholt, der Pjotr kann noch eine Weile stehen bleiben, er stört uns nicht. Wir wollen uns bei ihm nur ein bißchen aufwärmen. -“

Paul Karlowitsch wiegte den Kopf und atmete auf. Von der Troickaja Kirche war eine Glocke zu hören, davon wurde er ruhiger: der russische Geist ist noch nicht ausgerottet worden, es gibt noch Hoffnung und Glauben. Sie bogen in die Richtung des Glockengeläuts ab und näherten sich der alten Steinkirche. Vor dem Portal stand eine Vielzahl von Menschen, Bettler baten um Unterstützung, eine Junkersgruppe in Offiziersmänteln war angetreten, Bauern boten ihre Ware feil, auch Kaufleute in Pelzen hielten sich hier auf. Manche vollführten ein Kreuzzeichen und beteten. Ein paar Halbwüchsige liefen im Gedränge hin und her und störten die Ruhe. Plötzlich hörte man einen lauten Aufschrei: „Schurken! Gestohlen! Mein Geldbeutel ist gestohlen!“ Damit war die ruhige Atmosphäre auf dem Kirchenvorplatz vorbei. Einer der älteren Herren, die links von ihnen standen, gestikuliert und rief einem anderen zu:

„In welchen Zeiten leben wir jetzt. Als Zar noch regierte, wäre so etwas nicht geschehen. Vor einem heiligen Tempel, an der Schwelle zu Gott wird es auf diese Weise gesündigt!. Wer besitzt jetzt die Macht, für Ordnung zu sorgen?“ „Man hat schon vergessen, wie sie aussieht“, mischte sich ein Beamter ein.

„Der vereidigte Sachwalter Michail Pjetrowitsch Arakanzew“, erklärte Nikolaj Dmitrijewitsch. „Die beiden Anderen sind die Gebrüder Loboda, ehemalige Kutscher. Ihr älterer Bruder, ein reicher Kaufmann hat eine Erbschaft von zwei Millionen Rubel hinterlassen, mit dem Wunsch, für die Stadt eine Wasserleitung zu bauen. Bis jetzt aber leben wir wie auf der Insel Pashi Dikari, trinken Wasser aus rostigen Zisternen. Da sind noch irgendwelche Erben aufgetaucht. Die haben den Rechtsanwalt Maljantowitsch aus Moskau beauftragt und ... alles verloren. Das Geld hat die Stadtkasse bekommen, aber alles war umsonst, die Revolution hat es verschwinden lassen.“

Sie betraten die Kirche. Der Gottesdienst hatte schon begonnen, der Chor sang traurig und rührend. Paul Karlowitsch war mit diesem Gesang schon von Kindesbeinen an vertraut und erinnerte er sich nun an den Moment in seiner Jugend, als er den griechisch-orthodoxen Glauben empfing. Damals ging er oft in eine kleine griechisch-orthodoxe Kirche, nicht weit vom Gut der Familie, und sang Psalme gemeinsam mit dem Chor. Er schaute zum betenden Nikolaj Dmitrijewitsch, kaufte eine Kerze und stellte sie vor die Ikone der heiligen Mutter Wladimirskaja, der Beschützerin aller Unglücklichen. Er bekreuzigte sich und kniete lange mit gebeugtem Haupt vor ihr.

Mit schwachem Licht brannten rundum Kerzen, von den hohen Wänden schauten die Gesichter der Heiligen herunter, die Stimme des Priesters fügte sich dem Chor ein: „Wo der einzige Gott – unser Vater, der Schöpfer... alle sichtbaren und unsichtbaren...“ In diesem Moment spürte Paul Karlowitsch, wie groß die Macht der heiligen Kirche ist, in der sich so viele versammelt hatten: die ihm unbekanntes Kutscher, der vereidigte Sachwalter, Junker und Bauern, Reiche und Arme... Und wenn die Bolschewisten die Kirche zerstören, was würde dann das Volk vereinen, wer würde dem Haß einen Riegel vorschieben, wer den Menschen erklären, wie groß die Verantwortung vor dem strengsten Richter, ihrem eigenem Gewissen, ist?

Obwohl so viele Jahre vergangen sind, kann er den Aufstand in Sibirien und in Nordchina nicht vergessen. Hat er damals richtig gehandelt. Hätte er damals seine Aufgaben anders erfüllen können, ohne Gewaltanwendung? Der Befehl von oben lautete: „Schießen“, ein Befehl wird entweder befolgt oder verweigert; im letzten Fall handelt man wider seinen Soldateneid. Befehle lassen sich nicht halbwegs vollziehen, eine Kugel wird nicht für das Leben sondern für den Tod abgefeuert. Einen Menschen zu töten war zu allen Zeiten eine große Sünde. Doch der Mensch lebt in einer Gesellschaft und nach ihren Gesetzen, die nicht immer mit Gottes Gesetzen übereinstimmen. Manches steht am Rande des Zugelassenen oder des Verbotenen. In welchem Fall darf man die Macht ausüben und Blut vergießen, um ein noch größeres Blutvergießen zu vermeiden? Die Frage konnte er nicht beantworten. Der Chor sang noch einmal „Ich glaube!“ und danach wurde es auf so still, daß man das Atmen der Anwesenden hörte. Nikolaj Dmitrijewicz berührte die Hand von Paul Karlowitsch und zeigte auf den Ausgang. Als sie gingen durch das Gedränge

nach draußen gingen, verbeugte sich jemand vor Nikolaj Dmitrijewitsch und blickte fragend auf Paul Karlowitsch. Am Eingang versuchte eine Nonne eine Kerze anzuzünden, doch es wollte nicht gelingen, und sie flüsterte verzweifelt vor sich hin. Paul Karlowitsch nahm sein Feuerzeug aus der Tasche und hob die Flamme an die Kerze, die im Nu Feuer fing. Die Nonne bedankte sich bei Paul Karlowitsch, indem sie ihn dreimal mit der Kerze bekreuzigte.

Die tief stehende Sonne ließ den darliegenden Schnee golden leuchten. Der Frost nahm zu, es war windstill. „Es sieht trotzdem nach einem Sturm aus“, sagte Nikolaj Dmitrijewitsch, den Abendhimmel betrachtend, dann schwieg er einen Moment und fügte hinzu: „in diesem Jahr meint der Winter es ernst, entweder bringt er Frost oder Stürme.“ „Wie in unserem Leben ist es auch in der russischen Geschichte: mal weinen wir, mal sind wir unbarmherzig, ein anders Mal klagen wir über unser Unglück,“ antwortete Paul Karlowitsch mit einem traurigen Lächeln.

Über den Pjetrowskij Platz flanierten viele Leute. Es schien, als ob die Zeit spurlos an den Einwohnern vorbei gegangen war, was das Streben nach Freude am Neujahrstag angeht. Eine angetrunkene Kosakengruppe stolzierte vorbei, ihre Bewegungen sollten Mut ausstrahlen. Junge Leute fuhren in Kutschen aus, lachten und sangen froh. Ältere, festlich gekleidete Paare stapften vorsichtig über die mit Schnee bedeckten Bürgersteige. Durch den Frost rotgesichtige Mädchen mit bunten Halstüchern und kurzen Jacken standen in den Toren, beobachteten die Fußgänger und spuckten Kornschalen aus. Junker, schicke Frauen, gewichtige Beamte, betrunkene Soldaten, arme Kutscher... gesprächige Hausierer, kleine Krämer, die alle schnell bedient wurden; Wein in Gläsern, Wein in Flaschen – große und kleine, es war so ausgelassen und laut wie zu früheren Zeiten auf den Jahrmärkten. Ein Zeitungsverkäufer rief Neuigkeiten des vergangenen Tages aus: „Bolschewisten nähern sich unserer Stadt! Kornilow hat mit dreitausend Mann-eine Armee aufgestellt! Kosaken wollen Kaledin nicht unterstützen!... Lest! Lest!“

Paul Karlowitsch kaufte mehrere Zeitungen, alle mit örtlichen Charakter: „Priazowskij Kraj“, „Rabotscheje Slowo“, „Utro“, „Taganrogskij Wjestnik“. In der letzten Zeitung auf der ersten Seite überflog er die fette Überschrift: „Bolschewisten vor der Stadt“ und den kurzen Bericht und äußerte sich mißtrauisch: „Mal sehen, was geschieht, wenn sie kommen.“ „Tschumatschenko

versucht die Lage zu erforschen“, erwiderte Nikolaj Dmitrijewitsch „Er heiratete die Tochter des Verlegers Kokarjew und regiert über Druckerei und Zeitungen. Woher bekommt er nur solche Nachrichten?“

Paul Karlowitsch schob die Zeitungen in die Manteltasche und entschloß sich, sie später zu Hause durchzulesen. Er schaute auf die Uhr. „Wie spät ist es, Ihre Hoheit?“ fragte jemand hinter ihm. Er drehte sich um und erkannte den Stabskapitän Popow.

„Sind sie nicht weitergefahren?!“ fragte ihn Paul Karlowitsch erstaunt. „Nein, ich bin nicht am Bestimmungsort angekommen.“ antwortete Popow.

„Was ist passiert? Wollten sie nicht schon bei Kornilow sein?“ flüsterte Paul Karlowitsch. Sie schlenderten um die Ecke in die Poltawskij-Gasse, in der es fast Menschen war und der Stabskapitän began zu berichten:

„Die Bahnstrecke wird von zahlreichen „Rote“ Banden belagert. Unser Zug ist angehalten worden und alle Insassen mußten die Waggons verlassen. Mir ist es gelungen, auf einem Bauernwagen zu fliehen, der nach Taganrog fuhr. Nun bin ich wieder hier. Die Zeit zeigt den Weg, es ist möglich, daß ich morgen wieder aufbreche. Von meinen Begleitern weiß ich zur Zeit nichts. Hoffentlich haben sie mehr Glück als ich und sind schon in Rostow.“

Für einen Moment war weit im Osten Kanonendonner zu hören. Der Stabskapitän erklärte: „Es sind ihre Salven.“ Paul Karlowitsch wurde nachdenklich: „Die Lage wird immer komplizierter und die Schlinge immer enger. Ob man ihr entgeht, ist es schwer zu sagen.“

Sie entschieden, den Stabskapitän bei sich übernachten zu lassen, um morgen weiter zu sehen. Auf dem Weg nach Hause begegneten sie zwei betrunkenen Männer, der eine, ein Kosake, grölte: „Wir werden unser Gebiet den Juden nicht abtreten. Das Blut wird überall fließen. Der andere versuchte ihn zu beruhigen, doch sein Saufkumpan wollte nicht auf ihn hören, er zerriß seine eigene Kleidung. Sein Grölen war noch aus der Ferne zu hören. In der frostigen Stille knirschten die Schritte der Fußgänger im Schnee. An der Uspenskij Kathedrale ertönte eine Glocke, ihr folgten andere, ein Geläut, daß die Seelen beruhigt und erfreut.

„Die Uspenskijer Glocken“, sagte Nikolaj Dmitrijewitsch, nachdem er stehen geblieben war. Er schwieg eine Weile und fügte dann hin-

zu: „Was für ein schöner Klang! Möge Gott es zulassen, daß die Glocken nicht aufhören, wenigstens in dieser schönen Neujahrszeit.“ Er bekreuzigte sich, als ob er eine geheime Kraft bäte, das Schicksal zu ändern.

Zu Hause wartete Paul Fjedorowitsch Iordanow auf sie, der in einem Sessel Platz genommen hatte. Er war Vertreter des gesetzgebenden Ausschusses und mit der reichen Bürgerin Lakjer verheiratet. Er schätzte Nikolaj Dmitrijewitsch als fromme und hochintelligente Person. In letzter Zeit kam er oft zu Besuch, um Neuigkeiten auszutauschen. Von der Anwesenheit Paul Karlowitschs, den er schon aus der Zeit in Petersburg durch Vera kannte, als er dort noch Mitglied des Stadtrates war, hatte er schon gehört. Jetzt wartete er ungeduldig auf Neuigkeiten aus Petersburg. Sie drückten einander die Hände, und Nikolaj Dmitrijewitsch stellte ihm den unerwarteten Gast, den Stabskapitän Popow vor. Das Vertrauen zueinander war gegenseitig, man konnte über alle, sogar geheime Dinge sprechen, deshalb war Paul Fjedorowitsch Iordanows erste Frage sehr direkt und ungeniert, und er hoffte auf die Aufrichtigkeit der Angekommenen.

„Für wie lange und mit welchem geheimen Auftrag sind Sie hierher gekommen?“

Zwei Antworten zu einer Frage gefielen Paul Karlowitsch nicht, und er antwortete ausweichend: „Im Moment ist es schwer vorher zu sagen. Die Zeit und die Situation werden zeigen, wie es weiter gehen wird.“

„Also, die Zeit ist gekommen. Es ist mir heute berichtet worden, Kaledin habe Kosaken mit Artillerie und Maschinengewehren unter dem Befehl von Oberst Nasarow in Richtung Taganrog geschickt. Aber die Roten haben begonnen, die Kosaken zu attackieren, und ein Teil hat abgelehnt, die Stadt zu beschützen.“ Plötzlich fragte er mit einer metallischen Stimme: „Haben Sie in der Nacht Salven gehört? Es wird gegen die Roten nicht weit von der Stadt gekämpft, und Kornilow hat den Stab von Nowotscherkask nach Rostow verlegt, - die Einstellung der Kosaken ihm gegenüber ist feindlich. Noch im November und Dezember ist geschehen, daß Kosaken Offiziere gegen Geld ausgeliefert haben. Es gibt Gerüchte, daß Kornilow beabsichtigt, das feindliche Don-Gebiet zu verlassen und entweder nach Kuban oder in die Tscherkesskije Zeltlager zu ziehen.“

„Klar!“ sagte Paul Karlowitsch nachdenklich, dem Stabskapitän Popow ist es nicht gelungen,

sich nach Rostow durchzuschlagen, und das müßte unbedingt geschehen.“ Dann fragte er Paul Fjedorowitsch: „Gibt es Hoffnung, daß die Einwohner den Bolschewisten den Zugang in die Stadt verweigern?“

„Aus eigenen Kräften schaffen die Bewohner es nicht, sich dem Ansturm zu erwehren. Die Junker, die Hauptkraft des Widerstandes, sind mutig und kriegsbereit, haben aber kaum eine Chance, gegen die unaufhaltsame Bewegung zu gewinnen. Dazu benötigen wir reguläre Truppen, vor allem Kavallerie, an der es den Bolschewisten fehlt, aber diese zu formieren ist es nicht gerade einfach. Die Kosaken sind die entscheidende Kraft, aber sie verkaufen sowohl uns als auch sich selbst.“

Da bleibt einem kein Ausweg – erwiderte Paul Karlowitsch bitter.

Maria Nikolajewna trat ein und bat alle zu Tisch. Für eine Weile unterbrachen sie ihre Gespräche und setzten sich an den gedeckten Eßtisch. Paul Karlowitsch bemerkte den roten Schimmer eines Kirschlikörs in einer geschliffenen Karaffe, es war sein Lieblingslikör. Mit einem gerührtem Lächeln sagte er: „Woher habt ihr gewußt? Sollte man... in solch einer Zeit?“ – Es war seltsam, eine menschliche Schwäche zu beobachten, die normalerweise tief in ihm versteckt war. Für andere aus der Militärzeit war er die Personifizierung von Härte und Disziplin. Er besaß bei seinen Untergebenen den scherzhaften Spitznamen „Die gelbe Gefahr“, wegen seiner Strenge und seiner gelben Kosakenuniform. Es schien, als ob die Schnelligkeit alles in ihm auslöschen würde. Er schrieb sehr schnell, es fehlerlos zu lesen, war fast unmöglich, nur ein Rotmeister im Stab war dazu imstande. Auf seinem Pferd ritt er stets so schnell, daß es unmöglich schien, ihn einzuholen; er sprach, manchmal, sehr schnell mit einem typischen Bariton. Vor allem lebte mit einer leidenschaftlichen Hingabe. Er wurde vor allem von der jungen Generation verstanden und geehrt. Als er „von oben“ suspendiert wurde, bekam er „von unten“ Mitgefühl.

Es vergehen noch viele Jahre bis einer seiner Eleven, der Offizier A. Newsorow, aus Paris mit verjährt Bitterkeit in der Kadettenzeitung „Wojennaja Byl“ von dem traurigen Eindruck schreibt, mit dem Paul Karlowitschs Untergebenen damals die Nachricht von seiner Suspendierung erfahren haben. Jetzt aber saßen alle am Tisch, erinnerten sich gerne an die endgültig vergangene schöne Zeit, obwohl niemand verheimlichen konnte, mit Sorgen auch an die Zukunft zu

denken. Paul Karlowitsch erinnerte sich an seine letzte Begegnung mit Großfürst Sergej Michajlowitsch, einem anerkannten Experten auf dem Gebiet der Artillerie, ... es war im letzten Dezember, Sergej Michajlowitsch fühlte sich damals einsam und geplagt. Er hatte gerade Matilda Kschesinskaja nach Kislowodsk geschickt, mit der ihn seit zwanzig Jahren eine tiefe Empfindung verband. Vor ihrer Abreise hatte er ihr einen Heiratsantrag gemacht, der abgewiesen worden war. Sie fuhr zum Vater ihres unehelichen Sohnes, dem Großfürsten Andrej Wladimirovitsch. Und er, Sergej Michajlowitsch, ihr Schutzengel und Verteidiger, blieb in Petersburg und führte überflüssige Dispute um das verlorene Vermögen und das von den Bolschewisten beschlagnahmte Haus. Mit seinem langen Mantel und der unbestimmten Traurigkeit in seinen Augen sah er aus wie eine freiwillige Geisel für die gesamten Romanows.

„Nein, Petersburg kann ich nicht verlassen. Meine Flucht würde dem verhafteten Zar Nikolaj Alexandrowitsch Schaden zufügen“, sinnierte er mit düsterer Überzeugung.

Er wußte nichts Genaues, nur Gerüchtewaren ihm zu Ohren gekommen. „Vermutlich ist Michail Romanow verhaftet worden“, „vermutlich ist Maria Fjedorowna krank.“ Aus dem Wort „vermutlich“ konnte man seine Isolation zur Außenwelt erkennen.

Als Paul Karlowitsch von Suchomlinow zu sprechen begann, der nebst ihm selbst, Matilda Kschesinskaja und vielen anderen bekannten Personen aus den Militärkreisen von den Ermittlungsorganen des Schmuggels und des Waffenverkaufs bezichtigt wurde, sagte Sergej Michajlowitsch mit Bitterkeit: „Damit hatte Matilda überhaupt nichts zu tun. Wir kennen uns doch seit zweiundzwanzig Jahren, und ich habe alle ihre Vermögensangelegenheiten in die Hand genommen. Was für eine Frechheit und Beleidigung! Sie begibt sich zu Kerenskij, um bei ihm Unterstützung zu fordern, und der verbietet ihr abzureisen, - weil er sie hier als Zeugin benötigt. Wofür einen Zeugen, was kann sie schon aussagen. Zum Glück ist sie jetzt in Sicherheit und ich mache mir nicht mehr so große Sorgen um sie.“

„Der Spitzname – Amateurkaprice - paßte sehr gut zu Matilda Feliksowna, - beendete Paul Karlowitsch seine tragische Erzählung. Sie war schon von der allseitigen Hochachtung verwöhnt, hinzu kam noch ihre Begabung.“

„Ist der Fürst also in Petersburg geblieben?“ fragte der verwunderte Paul Felixowitsch.

„Es ist schwer zu sagen, wo zur Zeit sein Aufenthaltsort ist. In den letzten Tagen vor unserer Abreise wurde mir berichtet, daß er nach Wjatka und Michail Romanow in den Ural verbannt worden sind.“

„Zum Glück ist hier bei uns noch niemand verschickt worden“, atmete Iordanow auf.

„Es ist noch nicht alles verloren. Der Kampf beginnt jetzt erst. Kornilow mobilisiert die Truppen. Warten wir ab, die russische Kräfte werden demnächst noch in Schwung kommen.“ – Indem Paul Karlowitsch dieses aussprach, spürte er, daß er der festen Überzeugung des Gesagten war.

„Gibt es außer der Bahnstrecke noch eine andere Möglichkeit nach Rostow zu gelangen?“ fragte Paul Karlowitsch.

„Es gibt einen Weg, doch überall sind Räuberbanden tätig. Man hat mir neulich davon erzählt, daß ein Mann aus der Stadt mit einem zweirädrigen Pferdewagen es bis Siniawskaja geschafft hat. Dort aber begannen die Kämpfe. Er übernachtete auf einem einsamen Bauernhof. Als er am nächsten Morgen aufwachte, waren seine Pferde, sein Hab und Gut gestohlen und seine Gastgeber verschwunden. Er wußte nicht einmal mehr aus welcher Richtung er gekommen war und in welche Richtung er sich nun wenden sollte.“

„Das waren bloß hiesige Diebe. Aber auf den Wegen lauern Partisanen, da weiß man nicht, wann und wo man unter Beschuß gerät. Der Frost ist auch sehr stark, bis -30 Grad, und er will nicht weichen. Rundum halten die Kämpfe an, allein wird der Durchbruch nicht gelingen. Und werden die Zügen überhaupt noch fahren?“

Nikolaj Dmitrijewitsch überlegte und äußerte: „Wenn wir eine zuverlässige Person mit einem geeigneten Schlitten hätten... Ich glaube, daß ich jemanden kenne. Morgen werde ich versuchen, ihn zu treffen und für unsere Sache zu gewinnen.“

...Abends suchte Paul Karlowitsch das Haus der Familie Deminy auf, Nikolaj Dmitrijewitsch traf sich am nächsten Morgen mit dem „sicheren Mann“. Es wurde abgemacht, den Stabskapitän bald nach Rostow zu bringen, um die Lage dort zu klären und die zukünftigen Pläne Kornilows zu erfahren. Sollte man auf ihn in Taganrog warten... Am nächsten Tag tauchen Hindernisse auf: ein Pferd lahmte. Deshalb wartete man einen weiteren Tag, der „sichere Man“ kam nicht. Bald

erfuhr man, daß er sich eine Erkältung zugezogen hätte. Am Abend erschien er aber wieder, verlangte wesentlich mehr Geld und versicherte, daß man schon am nächsten Tag aufbrechen könnte.

Es kam der nächste Tag, ein stiller und frostiger Morgen. Viele Menschen besuchten den Gottesdienst. Aus der Kirche traten sie mit brennenden Kerzen, die Flammen mit den Händen vor dem Wind schützend. Niemand erahnte die im nächsten Moment auf sie zukommenden Ereignisse. Plötzlich waren einige Schüsse zu hören, die gleich wieder verstummten. Dann fielen weitere Schüsse, die sich nach und nach zu nähern schienen. Die Glocke der Uspenskij-Kirche begann laut zu schlagen. Alle Anwesenden, die bei den Arakins am Tisch saßen erhoben sich und traten vor die Tür, von wo sie die Griechische Straße einsehen konnten. Da fuhren führerlose Kutschen, Einspanner, galopierten Pferde, die ihre Reiter irgendwo verloren hatten... Ihnen folgten im Laufschrift wild gestikulierende und schreiende Menschen. Einer von ihnen, ein Kosake ohne Pferd, blieb an ihrem Eingangstor stehen und rief: „Da wird zwischen Soldaten und Arbeitern geschossen!“

Dann geschah etwas Unglaubliches, - für zwei Stunden wurde die Stadt totenstill. Dann begann die Schießerei non neuem. Die Straßen entlang liefen erneut verängstigte Menschen und Pferde, die Glocken schlugen wieder. Ein junger Mann in kaufmännischer Kleidung ging teilnahmslos vorbei und schluchzte laut. „Da ist Pjetrucha erschossen worden... Ganz... erschossen“, stotterte er und rieb mit dem Ärmel über sein Gesicht.

Sie hielten den Jungen an, führten ihn auf den Hof und schenken ihm ein Glas Wasser ein. Nachdem er sich beruhigt hatte, erzählte er, daß ein Junker auf einen Arbeiter geschossen hatte, der das Schulgebäude bewachte. Aus welchem Grund, wußte der Jüngling nicht. Sogleich tauchten bewaffnete Arbeiter auf, um ihrem Kameraden zu helfen. So begann eine Schießerei, in der es Tote und Verletzte gab.

Später erfuhren sie von anderen Augenzeugen, daß man begann, mit den Offizieren Verhandlungen zu führen, um sie zu überreden, das Stadtzentrum zu verlassen. Es würde sonst geschehen, daß aus dem Hinterhalt auf sie geschossen würde.

...Und die Ereignisse überschlugen sich immer schneller. Die Roten gewannen die Oberhand, die Weißen verloren sie. Kurze Berichte aus der Stellungen bei Taganrog, die man an Kaledin schick-

te, waren besorgniserregend. Noch am 10. Januar warnte Oberst Kutepow Kaledin. Er berichtete: „Zwischen der Station Ilowajsk und Taganrog gibt es keine Kosakentruppen. Die Hauptabteilung der Bolschewisten befindet sich auf der Station Kwaschnino. Ihre Größe ist unbekannt. Der Stab der Bolschewisten ist nach Ilowajsk umgezogen. Um zwei Uhr nachts 29 Werst entfernt von Taganrog Richtung Marzewo sind telefonische Leitungen durchgeschnitten worden. Wenn das 16. Donskij Kosakenregiment heute Abend nicht Matwejewo-Kurgan erobert, trage ich keine Verantwortung mehr für Taganrog.“ Danach folgten immer beunruhigendere Telegramme. Am 14. Januar berichtete Oberst Nazarov: „Die Bolschewisten haben Matwejewo-Kurgan teilweise erobert, zur Zeit wird sie von einer Artillerieeinheit beschossen. Der Befehlshaber rechnet außerdem mit einem Bataillon mit Maschinengewehren aus dem 58. Regiment, das nach Taganrog ziehen soll.“ Und am Abend des 14. Januar teilte Oberst Sidorin, der später Befehlshaber der Freiwilligen-Armee wurde, mit: „Die Bolschewisten und Rotgardisten, die von den Kämpfen auf die Station Kamenskaja Kenntnis bekamen, haben mit dem Vormarsch von Makejewskij Richtung Taganrog begonnen und die Station Matwejewo-Kurgan belagert, wo jetzt gekämpft wird. Es gibt Tote und Verletzte. Der Führer der Abteilung Oberst Krasnow ist schwer verletzt worden. Die Stationen Serebrjakowo und Michajlowka sind von den aus Caricyn anrückenden Bolschewisten erobert worden. Das Weinlager in der Serebrjakow-Straße ist in die Hände einiger Rotgardisten und Kosaken aus dem 20. Donskij Regiment gefallen, die gestern die Wachmänner von Esaul Popow angegriffen und vertrieben haben. Auf Grund der passiven Haltung einiger Kosakenabteilungen, die ihre Befehle nicht ausgeführt hatten, ist es den Bolschewisten gelungen, tief ins Don-Gebiet einzudringen.“

Am Mittag dem 15. Januar berichtete er schon wieder: „Um Taganrog wird der Kampf gegen die vorrückenden Bolschewisten und Rotgardisten immer heftiger. Der Gegner führt den Artilleriebeschuß mit Großkaliberkanonen.“ Der nächste Tag brachte keine Veränderungen. Mastyko, der Befehlshaber der Taganroger Garnison schickte ein Telegramm an Kaledin: „Die Bahnlinie in Taganrog wird bestreikt, wir benötigen dringend fünf Lokomotiven für Militärtransporte, sonst sind wir nicht imstande, weitere Kriegshandlungen durchzuführen.“

Und am 17. Januar: „Im 2. Kosakenregiment sind Fähnrich Kostykin zum Kommandanten und Rudakow zu seinem Adjutanten gewählt worden. Das läßt sich nicht mehr verhindern. Aus der Regimentskasse hat das Kriegs - Revolutionkomitee 50.000 Rubel entwendet. Das 28. Regiment erfährt eine Spaltung, die Hälfte der Kosakenroten sympatisiert mit dem Bolschewismus. Das 2. Regiment hat sich geweigert zu kämpfen.“ Das Ende der Weißen Bewegung kam unaufhaltsam näher: „Nowotscherkask. Unter dem Druck der Arbeiter entschied das Regiment, Taganrog zu verlassen. Innerhalb von zwei Stunden marschierte es ab. Der Führer des 23. Regiments war Jeltuchin.“

In der Stadt war nun nur noch auf die Zöglinge der aus Kiew umgezogene Junkerschule unter Oberst Mastyko und auf den im Oktober 1917 entstandenen Bund der Offiziere „Bjelyj Krest“ Verlaß. Die unerfahrenen Soldaten spürten die große Verantwortung den Stadtbewohnern gegenüber. Ihr Ziel war es, die wichtigsten Einrichtungen im Ort, Bahnhof, Hotels, den Handelsklub, das Telegrafenamnt, den Stadtpark, das Weinlager zu verteidigen. Sie besaßen Waffen und Munition. Kaledin versuchte der Stadt zu helfen, indem er einige Kosakenabteilungen und ein Offiziersregiment vor die Stadt schickte und die Arbeiter aufforderte, die Waffen niederzulegen. Sie weigerten sich zu kapitulieren, stürmten das umfangreiche Vorratslager des Zamurowskij Regiments, entwaffneten einige Junkerabteilungen und setzten zum Kampf gegen die Kosaken an. Kaledin versprach jedem Kosaken einen Rubel pro Tag und für einen Kampftag drei Rubel zu zahlen. Auch dieses Angebot veranlaßte die Kosaken nicht zum Umdenken.

Am 28. Januar wurde in der ganzen Stadt gestreikt. Der Aufstand begann und ließ sich nicht mehr aufhalten. Arbeiter, Rotgardisten, darunter zahlreiche Letten, Kampftruppen besetzten die Post, das Telegrafenamnt und bemächtigten sich des Weinlagers. Ein zehnjähriger Junge half dabei, indem er das Lager in Brand setzte. Die Bewacher stürmten nach draußen und wurden dort erschossen. Auch der Führungsstab im Hotel „Europejskij“ wurde angegriffen. Oberst Mastyko versuchte mit den Junkern die Stadt zu flüchten, doch er fiel im Kampf gegen eine Abteilung des Letten Berzin an der Kreuzung Alexandrowskaja- und Jarmarotschnaja-Straße.

Gegen die Wand des Bahnhofs prallte eine von den Roten geführte Lokomotive, zerstörte sie und ermöglichte dadurch einen gelungenen An-

griff auf das Gebäude. Die letzte Verteidigungsposition der Junker war das Haus des Handelsklubs. Sie erhielten keine Unterstützung von außen, denn die Kosaken führten die Befehle Kaledins nicht aus. Andere Weiße besetzten Matwejewo-Kurgan. Nachdem sie erfahren hatten, wie weit der Aufstand in Taganrog schon fortgeschritten war, zogen sie sich zurück.

Am 29. Januar fand eine Versammlung der Donregierung statt. Kaledin las die erhaltenen Telegramme vor und erzählte, es gebe lediglich 147 Soldaten, die gewillt seien, den Don zu verteidigen. Die Lage war hoffnungslos geworden. Deshalb schlug er vor, die Regierung aufzulösen, um keine überflüssigen Opfer beklagen zu müssen. Er selbst entschied sich, seine Führung in andere Hände zu legen. Dann sagte er: „Meine Herren, fassen sie sich kurz. Die Zeit wartet nicht. Vom vielen Geschwätz ist Rußland gestorben.“

Danach ging er hinaus und erschoss sich.

...Die Hoffnungen auf die Aktivierung der ehemaligen patriotischen Kräfte nach diesem schrecklichen Ereignis haben sich nicht erfüllt. Der selbstmörderische Schuß von General Kaledin hat die heißen Köpfe unter den Kosaken nur für kurze Zeit ernüchtert. Die Freiwilligenarmee Kornilows³, die letzte Hoffnung des sterbenden Rußlands, fand nach wie vor keine breite Unterstützung bei der Bevölkerung. Nachdem Kornilow erkennen mußte, daß das verbindende Element, die ehemals für die Kosaken heilige Losung „für den Glauben und das Vaterland“ zerschlagen worden war, beschloß er, den Don zu verlassen und einen Marsch durch das schneebedeckte Land auf Jekaterinodar zu unternehmen. Sein geplanter Weg führte durch feindliche gesinnte Kosakendörfer und -siedlungen: Aksajskaja, Olginskaja... Die Distanz, die ihn von Taganrog trennte, wurde immer größer.

Paul Karlowitsch, der die tragischen Begebenheiten unmittelbar in Taganrog beobachtete, erkannte mit aller Deutlichkeit, daß es gefährlich ist, länger in der Stadt zu bleiben. Man mußte abreisen, sobald sich der richtige Augenblick bietet. Aber wann kommt er, dieser Augenblick? Wo ist der geeignete Weg, der ihm helfen kann, zu Kornilow durchzukommen? Denn nur ihm wollte er entgegenzueilen. Kornilow bedeute die

³ Kornilow, Lawr Georgiewitsch (1870-1918), General, einer der Führer und Organisatoren der russischen „Weißen Armee“; er ist im Kampf gefallen.

einzigste Hoffnung auf den Sieg. Bei ihm befand sich nun der gesamte ehemalige Generalstab. Auch Alexejew, der Paul Karlowitsch als Befehlshaber der 1. Armee nach dessen Entlassung abgelöst hatte, die Teil der neu errichteten Westfront wurde. Ja, wo sind denn jetzt die Helden der 1. Armee? Zerstreut, zerstäubt über das ganze durch den feurigen Schneesturm aufgewirbelte, unglückliche russische Land. Und dennoch sind dort jenseits des Nebels, der keinen Durchblick gewährt, die Menschen, mit denen ihn seinerzeit vieles verband. Die Idee der „Weißen Bewegung“ war auch seine Idee. Vor ihr treten nun alle früheren, ihn persönlich treffenden Beleidigungen zurück.

Es verging einige Zeit, bis Paul Karlowitsch über den Selbstmord von General Kaledin erfuhr, ebenfalls wie Podtelkow, ein psychisch unausgeglichener Mensch, die Partisanenabteilung von Oberst Tschernezow gefangen genommen und niedergemetzelt hat, und wie ein Rotgardist auf dem Wege nach Petrograd den von ihm begleiteten ehemaligen Stabsleiter Januschkewitsch ermordet hat. - All das stärkte seine Entschlossenheit, um jeden Preis zu Kornilow durchzustößen. Zusammen mit dem Stabskapitän entkommen sie ohne Zweifel, wenn nur der „sichere Mann“ Arakin⁴ es sich nicht noch anders überlegt. Und sollte er es sich dennoch anders überlegen, so müßte man andere Wege suchen, es kann nicht sein, daß sie nicht vorhanden sind. Es gibt keine ausweglosen Situationen. Wer sollte denn das außer ihm wissen, einem aktiven General, der den Risikopreis gut kennt und jeden Schritt genau überlegt? Ja, ja, all das ist wahr, aber wenn er trotzdem einen Fehler begeht, was dann? Er bedeutet Tod, Abgang ins Nichtsein. Aber er hatte doch nie Angst vor dem Tod? Nein, hatte er nicht, jedenfalls im Gefecht gegen den Feind. Na und, das hier sind doch auch meine Feinde. Aber sind sie denn Feinde Rußlands? Wenn nicht, was sind sie dann, die ihrem Vaterland die Niederlage wünschen, wie Vandalen alles, was jahrhundertlang errichtet wurde, zerstören, einen brennenden Haß bis hin zur Vernichtung in sich tragen gegen Menschen der anderen Klasse, nur deswegen, weil sie dem kulturellen Niveau, der Stellung in der Gesellschaft nach nicht ihresgleichen sind? So dachte Paul Karlowitsch, indem er alles erwog und abwägte. Seine zahlreichen Gedanken reiheten sich aneinander, folgerichtig, aber etwas riß

⁴ Arakin, der Mann von Vera Leonutows Schwester Maria, er wohnte in Taganrog. Bei ihm hat die Familie von Paul in Taganrog Obdach gefunden.

sie ihm wieder auseinander; eine unerklärliche und brennende Schwermut durchbohrte jede sich gestellte Frage und jeden Versuch, sie zu beantworten.

Es wurde die ganze Nacht mit wenigen Unterbrechungen, die die gespannte Stille unterbrach, geschossen. Am nächsten Tag gegen 12 Uhr wurde es in der Stadt still. Nur außerhalb ließ sich immer nachdrücklicher und lauter das dumpfe Grollen der Geschütze vernehmen. Manchmal hörte man es ganz nah, so daß ein leichtes Zittern der Erde spürbar war. Durch die Stadt zogen beunruhigende Gerüchte. Daß die Alliierten sich mit den Deutschen geeinigt hatten, um in Rußland die Ordnung wiederherzustellen. Durch die Nikolajewskaja Straße marschierte irgendeine Kundgebung. Hunderte von rasenden Kehlen schrien unstimmig: „Steh auf, erhebe dich, Arbeitervolk!“

Paul Karlowitsch sah sie an und sprach zu Nikolaj Dmitrijewitsch⁵ durch die Zähne, sich nur mit Mühe zusammennehmend: „Diese Stimmen klingen so primitiv... Das sind keine Gesichter, sondern Fratzen, es steckt etwas zuchthausartiges darin. Das sind die Verderber Rußlands...“

Nikolaj Dmitrijewitsch berührte seine Hand, ging zum Kantstein an der Kreuzung der Straßen Nikolajewskaja und Italjanskaja und begann mit unverhohlenem Interesse zu lesen. Es waren Mitteilungen, Aufrufe an das russische Volk, das tödlich verletzte Vaterland zu verteidigen und irgendwelche verspäteten Proklamationen, die über die Anzeige über das Benefiz von Jaworskaja geklebt worden waren, außerdem Anordnungen, Ansprachen, Vorschriften... Ein Zettel machte auf die Verbindung Lenins und der Bolschewisten mit den Deutschen aufmerksam. Ihre Durchreise durch Deutschland in einem versiegelten Waggon war rot unterstrichen, so daß es unmöglich war, an dieser ungeheuren Tatsache vorbeizugehen. Nikolaj Dmitrijewitsch spürte hinter seinem Rücken den leichten Atem von Paul Karlowitsch, der mit stöhnender Stimme sprach, die seine ganze Empörung verriet: „Kann denn das wahr sein? So ein Frevel, seinem Vaterland die Niedergang zu wünschen und sich mit dem Feind zu verschwören! Das hat es in der Weltgeschichte noch nicht gegeben!“

„Tatsächlich? Zweifeln Sie an der Natur dieser Sache? Von denen ist alles zu erwarten. Sie können sich nicht glauben, wozu diese „Genossen“ noch fähig sind. Und jetzt, wo die Armee

⁵ Arakin, s. o.

auseinandergefallen ist - man kann sich gar nicht vorstellen, wohin alle dreihunderttausend Offiziere verschwunden sind - gibt es für diese noch weniger Hindernisse. Sie können tun, was sie wollen!“ - Plötzlich stutzte Paul Karlowitsch und fragte: „Wer ist eigentlich Sievers? Letztes Mal nannten Sie seinen Namen.“

„Es wird gesagt, irgendein Fähnrich, er nahm am Krieg von 1914 teil. Jetzt ist er Befehlshaber der Revolutionsfront Süd.“

„Unser Unglück ist, daß ein Teil der zerfallenen Armee zur Beute der Bolschewisten wurde. Die Einen ergriffen freiwillig ihre Partei, die Anderen wurden eingezogen. Besonders bitter ist es, daß es auch Generale gibt, die ihre bürgerlichen Pflichten und die Ehre vergessen haben und nun revolutionäre Ideen stärken wollen. Vor der Abfahrt aus St. Petersburg habe ich von dem General Bontsch-Brujewitsch gehört, der seinem Bruder ins Lager der „für die große Sache der Demokratie Sterbenden“ folgte.“

„Also zitieren auch Sie, Paul Karlowitsch, ihren Lieblingsdichter Nekrassow. Von ihm kommen nämlich die „Besuche ins Lager der Sterbenden,“ um sich unbesonnen aufzuopfern... So ist es unschwer, sein Leben und seinen ungestümen Kopf einer Idee zum Opfer zu bringen.“

„Was ist denn sonst möglich! Alles ist doch der Zukunft gewidmet. Und wann sie kommt, ist egal. Wie Lichter eines Moores oder Fata Morgana in der erhitzten Wüste, es ist sowieso nicht erreichbar und mit den Händen nicht faßbar. Eine vollständige Sinnestäuschung. Und dennoch ist es interessant: Vorne leuchtet etwas und das hat einen solchen Wert in sich; daß man danach streben will. Im Ergebnis heißt das aber Selbstmord des Volkes.“

Der Stabskapitän kam zu ihnen und sagte mit einer stillen und unterdrückten Stimme: „Dort an der Ecke, eine Straße weiter, gibt es eine unheimliche Schlägerei. Eine Schar von Betrunkenen, dem Aussehen nach Kriminelle, rechnet mit den hiesigen Kaufleuten ab. Sie sind ganz wild geworden. Der Polizeimeister mischte sich ein, aber auch er wurde geschlagen.“

Sie eilten zum Tatort. In der Poltawskaja Gasse zeigte sich ihren Augen ein schreckliches Bild. Ein Dutzend wütender Menschen griffen einander an, warfen ihresgleichen zu Boden, schlugen und verletzten einander brutal. Der Schnee unter ihren Füßen war rosig und warm vom Blut, so daß das Kopfsteinpflaster sich zeigte. Wegen der ungestümen Geschwindigkeit von chaotischen

Bewegungen war schwer zu erkennen, wer sich wo befand. Zerrissene Kleider umschlängelten sie, die geschundenen Gesichter konnten nicht unterschieden werden, röchelnde Kehlen stießen unartikulierte Laute aus. Drum herum stand eine zahlreiche Menschenchar und schaute mit kalter Neugier zu. Manchmal hörte man leidenschaftliche Ausrufe: „Schlag nur zu! Nieder mit ihm!“ Wem zugeschlagen werden und wer nieder sollte, war unklar. Aber diese unheimliche Vandee machte die Menschenchar trunken und belustigte sie, entfachte ungesunde Instinkte. Es eilten Polizisten herbei, die nun mit einem neuen unbekanntem Wort, „Miliz,“ bezeichnet wurden. Sie sprangen herum, schrien und trennten die Raufbolde. Einer von ihnen, Polizeimeister Shushnew, der zufällig am Tatort erschienen war und wegen seines Fleißes ein blaues Auge davontrug, tobte. „Wen schlägst du?“ schrie er ganz außer sich. „Mich?! Die Gewalt?! Ich bringe euch mal was bei!“ Schließlich gelang es, die Raufbolde zu trennen. Es waren fünf Kriminelle, die vor drei Tagen aus der Haft entlassen worden waren, und drei Kaufmannsgehilfen. Die letzteren waren „Massalsker“ Kerle, kräftig und groß, sie ballten ihre riesigen Fäuste, - erinnerten an eine gespannte starke Feder, die sich unter dem äußeren Einfluß in jeder Minute mit wilder Kraft entladen konnte. Ihnen gegenüber brannten schlampige Flegel auf die Rauferei, durch die Polizei mit nach hinten umgeknickten Händen zurückgehalten, sich windend und unanständige und trunkene Worte ausspeidend.

„Die Aufführung ist zu Ende, meine Herrschaften, geht auseinander!“ erklärte der Polizeimeister mit bitterer Ironie, den Mund vor Schmerz verziehend.

Sie gingen die Straße hinunter. Sie begegneten drei Jungens mit gierig verkneiften Augen und unangenehmen Lächeln. Einer von Ihnen rief ihnen hinterher: „Saubere Gesellschaft! Gesindel...“ Auf der Bolschaja Petrowskaja vor dem Sarmatowa-Garten stand ebenfalls eine kleine Menschenchar, innerhalb deren sich ein heftiges Geplänkel abspielte. Ein dickes Weib mit einem vor Trunkenheit roten Gesicht griff eine große Dame im Fuchsmantel an:

„Ihr habt eure Macht, wir haben die Unsrige. Wir richteten euren Kaledin zugrunde. Jetzt sehen wir zu, wessen Macht besser ist.“

Die Dame versuchte mit einer leisen, zurückhaltenden Stimme zu widersprechen: „Warum ist er denn „mein“ Kaledin? Er wurde zum Kosakenoberhaupt durch den ganzen Kosakenkreis

des Donheeres gewählt. Vielleicht sogar durch Ihre Nächsten.“

„Du bist verrückt! Wo hast du denn diese „Nächsten“ von mir gesehen? Wir sind alle Werktätige und nicht Herrschaften!“

„Sie sind dumm!“ entgegnete ihr hoffnungslos die Dame im Muff und ging ihres Weges. Aber das Weib gab keine Ruhe und wollte ihre Niederlage nicht einsehen.

„Wo kommst du denn her, die du so klug bist? Aus einem mit Spitzen vollgestopften Schlafzimmer und aus einem vergoldeten Boudoir? Wenn du in einer heißen Werkshalle geschaufelt hättest, dann wärest du schlauer geworden, Wohlgeborene!“ Die letzten Worte schrie das Weib der Dame mit frechem Hohn zu.

Aus der Mitte der Menschenschar erklärte ein junger großer Kosakenrittmeister, als ob er sich entschuldigen müßte: „Nein, meine Herrschaften, so kann es nicht sein. Man muß erst alles abwägen und erst dann die neue Idee verteidigen.“

„Alle Herrschaften sind geflohen,“ - wandte ein wie ein Handwerker aussehender Mann ein, der seinen Mund böswillig verzog. Ein Stück weiter lehnte an einem Prellstein ein großer, mit einer schlaff herabhängenden Matrosenjacke bekleideter Kerl mit einer Zigarette im Mund und beobachtete alles, was um ihn herum geschah, mit einem gewissen Überlegenheitsgefühl im Gesicht.

„Bald kommen die Unseren, sie werden es euch bald zeigen,“ ergötzte sich ein komischer Kauz in einem zerrissenen Schafpelzmantel.

Der große Kerl beschloß, daß es jetzt Zeit war, sich einzumischen. Er spuckte die Zigarette aus und bemerkte herablassend: „Bevor die kommen, bringen wir sie alle hier, auf dieser Straße der Reichen, um.“ Darauf ging er würdevoll davon.

Aus dem Inneren des Gartens von Sarmatowa ertönten betrunkene verwegene Stimmen, die sich näherten. Plötzlich tauchte aus dem dichten Schneenebel ein schaumbedecktes Paar prächtiger grauer Traber auf, die einen weich gefederten Wagen zogen, der mit schreienden Personen überfüllt war. Durch den flauschigen Rauhreif grölte eine betrunkene Frauenstimme:

„Ach, warum war diese Nacht so gut? Die Brust hat nicht weh getan, die Seele hat nicht gestöhnt...“

„Wie schnell kriminalisiert sich die Lage. Anscheinend ist jetzt auch hier eine Art Petrograd,“ sagte Paul Karlowitsch, sich beherrschend.

Die Situation war klar. Die Lage gestaltete sich nicht zugunsten ihresgleichen. Man sollte sich nun für etwas entscheiden. Je schneller, desto besser. Diese Tatsache verstand jeder mit aller Deutlichkeit. Aber niemand vermochte zu sagen, wie man diese Sackgasse umgehen konnte. Die Nachrichten, die aus den Informationsblättern stammten, widersprachen einander. Die Mitteilungen von fremden Personen, waren noch unzuverlässiger. Es entstand dadurch ein nebeliger Schleier, aus dem hin und wieder an verschiedenen Stellen leuchtende Punkte aufflammten und, sich mit ungeheurer Geschwindigkeit über die ganze Fläche fortbewegend, sofort wieder erloschen. Die Aussicht, diesen Schleier zu durchbrechen, war äußerst gering. Dennoch schien die Notwendigkeit, das Schicksal zu versuchen, die einzige Möglichkeit der Rettung.

Sie näherten sich der Depaldowskij Gasse, ganz im Gespräch vertieft, als die gesamte Straße Petrowskaja plötzlich in Bewegung geriet. Ihnen entgegen liefen zahllose Menschen mit langen Gesichtern, die undeutliche Worte fallen ließen, bald lachend, bald neugierig, bald durch die aufgeregte Menge mitgerissen. Paul Karlowitsch und seine Begleiter drehten sich um und schauten in die funkelnde eiskalte Ferne. Am anderen Ende der Straße rannte ihnen die Kavallerie entgegen. Vorne auf dem Maschinengewehrwagen zauste der wütende Wind an einer blutroten Fahne. Paul Karlowitsch vernahm deutlich einen gelendes Geschrei: „Die Macht ist jetzt unser!“

Es begannen nun Tage, die einander glichen: beunruhigende, mit Ungewißheit und Erwartung eines tragischen Endes erfüllt. Die durchgefrorenen, mit Frostreif überzogenen Prellsteine der Stadt waren mit neuen Erlässen, Verordnungen und Aufrufen bedeckt. Eine Verordnung lautete kurz und bedrohlich: „Die Welle der Volksbewegung fegt alle alten Institutionen hinweg und schafft an ihrer Stelle im Laufe der revolutionären Schöpfung neue. Nachdem die Junker verjagt wurden, übernahm der neu erwählte Rat die Leitung des ganzen öffentlichen Lebens in der Stadt. Alle Betriebe sind der Kommunalabteilung untergeordnet; das Exekutivkomitee der Sowjets der Arbeiterdeputierten der Stadt Taganrog.“

Ja, die Macht in der Stadt änderte sich. Hinter jeder dieser Verordnungen steckte das Leben für die Einen und der Tod für die Anderen. Das Neue versuchte, alles Alte, Unnötige, Gehäßte auszu-

radieren. Das Neue begann vor allem mit der Abschaffung und Ersetzung jener ursprünglichen Kraft, die die Ordnung in der Stadt unterstützen und leiten sollte. In der Verordnung hieß es von dieser Kraft: „Statt der Armbinde muß die Miliz von Taganrog nunmehr die Kokarde mit der Aufschrift „Nr. T.G.M.“ (Nummer des Milizionärs, Städtische Miliz zu Taganrog) tragen.“ Auf den Straßen sah man nun viele Autos, in denen die neuen Machthaber mit Zuversicht und Selbstgefälligkeit saßen. Sie rasten mit ungeheurer Geschwindigkeit und hupten oft, sei es zur Selbstbehauptung oder zur Einschüchterung. Die an dieses ohrenbetäubende Tönen nicht gewöhnten, vertrauensvollen Pferde, diese Urbewohner der Felder und Haine, zuckten ungewollt zusammen. Diese Töne flößten den beunruhigten Stadtbewohnern gespannte Neugier und kalte Angst ein.

Paul Karlowitsch spazierte durch die Petrowskaja Straße. Es war schon Abend. Die Gaslaternen beleuchteten trübe die verschneite Stadt. Plötzlich überholte ihn ein schwarzer Wagen, Ruß und Qualm ausspeiend. Ein Passant bemerkte leise durch die zusammengebissenen Zähne: „Iwan Rodionow. So ein Lump! Räuber! Unglaublich, er ist nun Stadtkommissar. So ein Hundesohn!“

Nach der Machtübernahme durch die Sowjets mußte Paul Karlowitsch einsehen, daß die Zeit ihn überholt hatte. Nun kontrollierte Sievers die Gegend zwischen Rostow und Taganrog. Es war unbekannt, ob Kornilow Rostow verlassen hatte, wo er sich nun befand und welchen dornenvollen Weg seine auf dem Marsch vom Schneesturm überraschte Armee einschlägt. Es bleibt ein einziger Ausweg: Untertauchen, den Namen und das Äußere verändern. Seit St. Petersburg lebte Paul Karlowitsch unter einem falschen Namen. Allerdings hatte er damals einen russischen Namen angenommen und galt seinem Sozialstand nach als ein mittelmäßig wohlhabender Bürger. Jetzt hat er sich mit Hilfe von Arakin und Jordanow wieder einen anderen Namen zugelegt und eine andere Nationalität erworben: Nun war er der Grieche Mansudaki, so schien es überzeugend zu sein. Er zog in ein kleines Haus mit drei Fenstern in der Kommertscheskij Gasse, neben dem Abhang, der zur Meeresküste führte. Sein Wirt, der Grieche Langusen, sagte den Fragenden, Paul Karlowitsch sei sein alter Landsmann, der ihm in der Wirtschaft helfe und mit Anbruch des Frühlings einen kleinen, aber üppigen Garten anbauen werde. Die neue Wohnung gefiel Paul Karlowitsch sehr. Zum Haus konnte man unbemerkt

von der Meeresseite, den steilen Abhang herauf, auf den die versteckte Seite des Gehöftes schaute, gelangen. Langusen hat seinen Gast Paul Karlowitsch den neugierigen Nachbarn nicht als Gärtner vorgestellt: Es war ein Februar voller Schneestürme, es konnte von einem Garten nicht die Rede sein. Aber er offenbarte ihnen, daß der Neuankömmling ein sehr wertvoller Mitarbeiter sei. Wenn der Frühling beginnt wird Paul Karlowitsch sein erstaunliches Handwerk vorführen. Bis es dazu kommt, ist Paul Karlowitsch über alle Berge.

Es ist schwer, ihn nun zu erkennen. Den üppi-gen Schnurrbart hat er bereits in Sankt St. Petersburg abasiert, aber nun wurde sein originelles Portrait um eine weitere Besonderheit reicher: Es erschien ein kleines Bärtchen a la boulanger. Nein, er sah nicht wie ein einfacher Werktätiger aus. Eher ähnelte er einem auf der Suche nach dem Sinn des Lebens vagabundierenden russischen Intellektuellen, der durch die Revolution überrascht wurde. Paul Karlowitsch hat mit seinen Nachbarn selten gesprochen; sie warfen einander nur wenige unbedeutende Worte zu. Es war aber gut, daß sich die Nachbarn nicht gerade als Menschenkenner auszeichneten. Dies bemerkte Paul Karlowitsch als einen weiteren Vorteil seiner Konspiration.

Eine Sache beunruhigte ihn aber sehr: In der Stadt war zweifelsohne bekannt, wer der Ehegatte von Vera Nikolajewna ist. Seit ihrer Ankunft stellt sich die Frage nach ihm wie von selbst. Vielleicht hat man ihn in der Stadt bereits gesehen und erkannt, und jetzt wartet man nur auf die passende Gelegenheit, um sich vor der neuen Macht zu rehabilitieren? Paul Karlowitsch und seine Frau erfanden für alle Fälle die Geschichte, daß er angeblich seit langem abgereist ist; es sei unbekannt, wohin, er werde durch seine Verwandten gesucht, weil seine Spuren verschwunden seien. Darauf wollte man bestehen. Paul Karlowitsch und seine Frau trafen sich abends, versteckt durch die Winternacht, wenn die Straßen leer wurden und man fast unbemerkt ins Haus von Langusen über den versteckten Teil des kleinen Hofes gelangen konnte.

Seit Paul Karlowitsch erfahren hatte, daß Kornilow beabsichtigte, nach Kuban zu ziehen, beschloß er, zusammen mit dem Stabskapitän nach Jekaterinodar durchzudringen, wohin Kornilow in Kürze ebenfalls marschieren wollte. Sie hatten einen riskanten Plan entworfen, der, wenn nicht absolut sicher, so zumindest mit geringen Planungsfehlern behaftet schien. Außerdem wa-

ren sie nicht mehr zu zweit. Ihnen hatten sich einige Junker anschlossen, die während der Gefechte auf den Straßen der Stadt nicht fliehen konnten. Nun wohnten sie versteckt bei Verwandten und Bekannten und warteten hoffnungsvoll auf eine Fluchtmöglichkeit. Es wurde beschlossen, zu zweit zur Eisenbahn nach Uspenskaja durchzuschlagen und in verschiedenen Waggons nach Rostow zu fahren, denn auf dem Bahnsteig von Taganrog wurden die Fahrgäste gründlich überprüft. Später, so hofften sie, heil nach Jekaterinodar zu gelangen und auf den hoffentlich noch lebenden Kornilow zu treffen. Gelingt ihnen dieser Plan nicht, so müßten sie, nach Feststellung des Aufenthaltsortes Kornilows, ihm entgegengehen.

Paul Karlowitsch wartete auf entscheidende Angaben vom „weißen“ Spionageabwehrmann Nikolaj Segeda, der auf Fürbitte seines Kommilitonen E. Bolotin, des Finanzkommissars des Rates der Volkskommissare der Republik Don, zum Mitglied des Kollegiums beim Militärkommissariat von Taganrog wurde. Paul Karlowitsch begegnete Segeda persönlich nicht, aber ein Offizier erzählte ihm, daß er ein ehemaliger Unterleutnant der Garde gewesen ist, der nun Agent des Spionageabwehrdienstes der Freiwilligenarmee wurde. Er sei im roten Taganrog auf einem hohen Posten zum Aufbau der „Verteidigung gegen die Kornilowschen Truppen“ zurückgelassen worden. Er könne viel tun und lassen, insbesondere stelle er Eilzüge den saufenden Kommissaren zur Verfügung, die mit rasender Geschwindigkeit die betrunkenen Kumpel nach Rostow und in anderen Städte des „roten“ Dons brachten.

Paul Karlowitsch harrte aus. In der nächsten Zeit sollte ein Offizier aus dem Verband „Weißes Kreuz“ über einen geheimen Korridor berichten, durch den man mit minimalen Risiken die Stadt verlassen konnte. Die Bezeichnung des Vereins „Weißes Kreuz“ weckte bei Paul Karlowitsch eine unwillkürliche Analogie mit der neueren Vergangenheit.

Wilna. Offiziersversammlung.

Der letzte Neujahrsball im Jahre des Beginns des Krieges. Vera Nikolajewna leitete den Wohltätigkeitsverband „Blaues Kreuz“, der die Kosten für die Veranstaltung des Balls übernahm. Romantische Junker, glänzende Offiziere, prächtige Damen, Musik, Marmortreppen, geheimnisvolles Halbdunkel und buntes Licht ausstrahlendes Feuerwerk. Und Veroschka mit einem blauen Emaillekreuz an der Brust, schlank, graziös, mit einem bezaubernden Lächeln auf dem Mund. Aus dem

halb beleuchteten Saal brachte jemand einen Trinkspruch aus: „Auf das Wohl und Gedeihen der schönen Ballkönigin!“ - Oberst Adamowitsch überreichte ihr weiße Rosen aus der Orangerie als Zeichen des Dankes. Es ertönte ein Marsch, begleitet durch Applaus und den Ausruf „Hurra!“

Weißes Kreuz, blaues Kreuz... Kreuze, die Rußland in ihrem apokalyptischen Schlaf und ihn, Paul Karlowitsch, der seit einiger Zeit aus dem gewohnt festen Boden herausgerissen war, zu markieren schienen. Dieser Boden, der durch eine erbarmungslose Furche aufgerissen und entstellt wurde, lag entfremdet und traurig da, während er obdach- und ruhelos darüber schwebte. Manchmal schien ihm, daß alles, was um ihn herum geschah, nur ein Alptraum ist.

Hinter der Schwelle ertönte ein leises Geräusch von bekannten Schritten, und der Traum verschwand. Paul Karlowitsch betrachtete die niedrige Decke des Zimmers, das Fenster, das mit einer weißen Stoffgardine verhängt war, den gehobelten dunklen Fußboden und die flackernde Flamme der einsamen Kerze. Die Tür öffnete sich und Vera Nikolajewna trat ein, bekleidet mit einer kurzen Pelzjacke und einem auf Bauernart gebundenen Kopftuch. Sie hielt einen kleinen Korb, aus dem sie warmes Essen nahm und auf den Tisch stellte. Er umarmte sie, schaute durchdringend in ihre Augen und sagte: „Mach dir keine Sorgen um mich. Ich bin nicht hungrig. Ich habe mit dem Wirt alles abgesprochen. Wie geht es dir? Was machen die Mädchen? Habt ihr noch Geld? Wenn nicht, so laß uns ans Pfandhaus etwas Wertvolles verpfänden. Und,“ ergänzte er sofort, ohne sie antworten zu lassen, „mir ist bange um euch!“

„Nein, nein,“ erwiderte Vera Nikolajewna. „Bei uns ist alles in Ordnung. Ich kann alles und ich werde alles tun. Sag nur, was du brauchst.“

Paul Karlowitsch verstand ihre Anspielung und führte das Gespräch in eine andere Richtung. „Das ist die Männersache, Veroschka. Die anderen werden alles tun, deine Aufgabe sind die Mädchen. Sag ihnen, sie müssen vorsichtig sein. Auf den Straßen herrscht Unruhe. Am besten verlassen sie abends das Haus nicht. Paß gut auf sie auf.“

Vera Nikolajewna bestand darauf, daß Paul Karlowitsch unbedingt alles ißt, was sie ihm mitgebracht hatte. Er aß und lächelte, und sie fragte ihn wie früher: „Schmeckt es dir?“ „Es kann nicht besser schmecken,“ antwortete er. „Du kannst nicht schlecht kochen. Mein Divisions-

koch ist so fern von dir wie dieser Himmel.“ Er zeigte auf die niedrige Decke des Hauses, und Vera Nikolajewna lachte unwillkürlich auf. „Dein Leibkoch kann mich ohne weiteres einholen.“

Plötzlich stutzte sie, als sie ins abgemagerte Gesicht ihres Gatten und seine trüben, mit unendlicher Müdigkeit erfüllten Augen schaute. Nach kurzem Schweigen fragte sie ihn: „Ist dir nicht wohl? Ich habe etwas aus unserer Reiseapotheke mitgebracht.“ „Macht nichts,“ antwortete er. „Das überstehe ich schon. Ich bin einfach nur müde vor Untätigkeit.“

Der Hausherr trat ein, grauhaarig und korpulent. Er begann darüber zu erzählen, was in der Stadt geschah, über Arreste und Erschießungen, über Plünderungen und Marodeure, über irgendeine Anarchistin Marusja, die die Menschenmenge dazu provoziert hatte, einen Weinlager auszulündern, wobei sich alle betrunken haben. Er erzählte ebenfalls über den Arrest des ehemaligen Polizeimeisters Shushnew, den das kriminelle Gesindel angezeigt hatte. Die neuen Machthaber wollen ihn nun erschießen. Warum? Weil er Polizeimeister gewesen war und das „freie Volk“ bedrängt und die Kriminellen gebändigt hatte!

„Mein Gott, überall Arreste, Erschießungen, Bedrohungen und Plünderungen... Wohin soll ein einfacher Mensch gehen?“ jammerte er. Der Hausherr machte den Eindruck, sein Herz durch diesen Monolog ausgeschüttet zu haben. Er ging davon und Vera Nikolajewna sagte endlich: „Nikolaj Dmitrijewitsch wurde vor die Außerordentliche Kommission geladen. Er wurde nach dir befragt. Auf seine Antwort: „Er war hier, aber ist wieder abgereist“ erwiderten sie: „Es hat keinen Sinn, daraus ein Geheimnis zu machen: Wir kriegen seinen Aufenthaltsort schon heraus.“

„Sie kamen ebenfalls zu den Jordanows. Einer der Tschekisten⁶ drohte mit der Waffe und schrie: Diese Kugel wartet auf dich! Sie konnte sich nicht zusammenehmen und fing bitter und trostlos an zu weinen. Was sollen wir tun? Was sollen wir tun?“ - wiederholte Vera Nikolajewna zum wiederholten Mal und ihre Schultern zitterten.

Paul Karlowitsch beruhigte sie nur mit großer Mühe. „Was sollen sie schon sagen? Die Arbeiter sind ja jetzt die Macht, die nach dem Grundsatz „Teile und walte“ leben. Aber überleg mal, ge-

sagt heißt noch nicht getan. Zunächst mal sollen sie mich finden, dann schauen wir weiter.“

Nein, Paul Karlowitsch wußte damals noch nicht, daß das schwarze Unglück hurtig in seine feurigen Fußstapfen trat. Schon am dritten Tag nach seiner Abreise aus Sankt-St. Petersburg kamen diese Menschen in seine verlassene Wohnung, verhörten den treuen Filippytsch und die Glascha, versuchten, sie zu bedrohen und zu überzeugen. Diese antworteten auf alle Fragen ständig „Das hat er nicht gesagt, das weiß ich nicht.“ Damit verließen die ungebetenen Gäste die Wohnung, aber gaben keine Ruhe. Seine Spuren wurden auch im Fegefeuer des Bürgerkrieges gesucht, da man nicht glaubte, daß er verschwunden war. Diese Menschen waren ganz von dem Wunsch besessen, sich an ihm zu rächen.

Vera Nikolajewna begann zu packen. Sie gingen auf den Hof hinaus. Die Nacht war ungewöhnlich klar und hell; der Himmel, der mit vielen Sternen bedeckt war, hing so niedrig herab, daß man den Eindruck hatte, nur einen Schritt zu benötigen, um den Himmel mit den Händen fassen zu können, sich vor Licht die Finger zu verbrennen.

„Es ist so schön!“ sagte Paul Karlowitsch, den weithin beleuchteten Raum mit den Augen umfassend. Aber unten breitete sich kein Meer aus, das mit der bezaubernden Musik der Wellen tönte, sondern die schweigsame eiskalte Grenzenlosigkeit, in der das Leben bis zum Frühling erstarrte. Überall war es still. Nur selten wurde irgendwo geschossen. Vera Nikolajewna ging durch den Eingang auf die Straße, schritt den Abhang hinab, legte unten eine kurze Strecke zurück und stieg am anderen Ende der Straße Kommertscheskij wieder hinauf. In der Gretscheskaja Straße warteten auf sie die Arakins⁷, die einen Abendspaziergang vortäuschten.

An diesem Abend erschien der Offizier, den Paul Karlowitsch erwartete, nicht. Er traf erst am Abend des nächsten Tages ein, getarnt durch eine alte schäbige Arbeiterkleidung und berichtete umgehend: „Alles ist bereit! Wir verlassen die Stadt morgen am späten Abend. Ich hole Sie ab. Der Zeitpunkt paßt gut. Die Bolschewisten haben in Brest den verräterischen Friedensvertrag unterzeichnet. Ein Teil Rußlands, die Ukraine und Taganrog werden an die Deutschen abgetreten. Die Sozialisten haben sich zerstritten. Möglicherweise wird dieser Verrat die heißen Köpfe ab-

⁶ Tschekist - Mitarbeiter der Tscheka (russ. Abkürzung der „**Tsch**reswytshajnaja **K**omissija,“ außerordentliche Kommission, Vorgänger der OGPU - NKWD - KGB).

⁷ Schwester Maria und Schwager Nicolaj

kühlen. Die Menschewiken und die Sozialrevolutionäre von Taganrog sind empört und verlangen, eine Untersuchung durchzuführen. So eine schändliche Gemeinheit!“ schlußfolgerte der Offizier und sein Gesicht verzog sich vor Zorn.

„So?“ brummte Paul Karlowitsch, seine Empörung unterdrückend und wütend seine Fäuste ballend. „Unerhört! Das hat es nicht gegeben, seit Rußland besteht. Unerhört!“ Die Pupillen seiner Augen wurden enger. In diesem Augenblick ähnelte er einem Steppenadler, der durch eine unerwartete Windböhe überrascht wurde und plötzlich durch das Licht des Blitzes den verhaßten Feind sah. „Schufte! Schurken! All das ist das Ergebnis der versiegelten Waggons, die durch Deutschland rollten. Komplott! Hochverrat und Kabale! Auf diese Weise wurde dem kranken Vaterland ein Messer in den Rücken gestochen!“ Er schüttete noch lange seine Empörung darüber aus. Dann sagte er ruhiger: „Wir müssen um jeden Preis zu Kornilow durchkommen.“

Am nächsten Tag gegen Mittag erschien Vera Nikolajewna unerwartet. Sie war aufgeregt und verwirrt. „Der Stabskapitän ist verschwunden. Es ging gestern fort und kam nicht zurück. Die Arakins sind sehr beunruhigt.“ All das sagte sie in einem Atemzug, als ob ihr jemand auf den Fersen war und sie Angst hat, keine Zeit zu haben, eine alle bewegende Nachricht zu übermitteln.

Paul Karlowitsch schwieg verblüfft. Die Nachricht war in der Tat unerwartet. Vor zwei Tagen kam der Stabskapitän zu ihm und sie sprachen über den in der nächsten Zukunft bevorstehenden Aufbruch. Dann sprach der Stabskapitän wie nebenbei davon, daß er nicht warten werde und beabsichtige, alleine durchzubrechen. Paul Karlowitsch antwortete ihm, daß dieses Vorhaben sehr zweifelhaft und riskant sei und daß es unbedacht ist, sich in seiner jetzigen Lage auf den Zufall zu verlassen. Vielleicht hat sich der Stabskapitän dennoch entschieden und eine passende Gelegenheit genutzt. Dann sagte er aber laut etwas anderes: „Macht nichts, er kommt noch. Er wird uns nicht verlassen!“

Nachdem er dies gesagt hatte, sah Paul Karlowitsch die weit aufgerissenen Augen von Vera Nikolajewna. Er verstand, daß seine Antwort sie nicht nur nicht überzeugte, sondern sie noch mehr verzweifeln ließ. Sie fühlte sein Mißtrauen ihr gegenüber und sein naives Bestreben, sie zu beruhigen.

„Nein, nein! Er kommt nicht mehr zurück! Ich fühle das. Es ist wahrscheinlich das Schrecklichste passiert.“ - Sie nannte dieses „Schrecklichste“ nicht, aber es war ohnehin klar, was gemeint war.

„Liebe Vereschka,“ sagte Paul Karlowitsch leise und entschlossen, „was sein soll, ereignet sich unabänderlich. Wir wollen aber auf das Beste hoffen. Komm bitte nicht mehr. Morgen bin ich um diese Zeit nicht mehr hier. Wenn alles in Ordnung ist, melde ich mich bald. Paß nur auf dich und die Mädchen auf. Der Rest ist in der Macht des Schicksals. Und wir wollen hoffen, daß es uns hold ist.“

Er half ihr beim Anziehen, küßte dann ihre kalten bebenden Lippen und sagte mit leiser und erregter Stimme, ohne sie loszulassen: „Du sollst gehen! Sei brav! Gott schütze dich.“

Sie ging, und er ließ sich müde auf einen Stuhl nieder, der unter seinem Gewicht knirschte, und versank in Gedanken. Was bedeutet das alles? Das Verschwinden genau vor dem Aufbruch. Wie schrecklich ist diese Ungewißheit! Wenn etwas grausiges geschah, außer dem Tod, der alle Hoffnungen, Befürchtungen und Bestrebungen mitnimmt, so ist nun das Zusammennehmen aller Kräfte zur Suche nach dem Ausweg gefordert. Aber was kann man in der Ungewißheit erkennen? Man kann nur versuchen, den plötzlich entstandenen Nebel zu verjagen. Aber wie? Und vor allem kurz vor dem entscheidenden Augenblick. Es ist aber seltsam, daß der Stabskapitän am vorletzten Abend verschwand. An diesem Abend kam er zu mir und kehrte nie wieder zu den Arakins zurück. Und diese Bemerkungen von ihm, aber nichts bestimmtes, auf einen sofortigen Aufbruch deutendes. All das ist sehr verwirrend. Um die bösen Gedanken zu verjagen, öffnete Karl Pawlowitsch die alte Bibel, die als Handbuch auf dem Tisch lag, und las das Erste, worauf er stieß: „Die Apostel kamen zu ihm, um ihm den Tempel zu zeigen. Jesus aber sagte ihnen: Seht ihr all das? Ich sage euch aber: Es bleibt davon kein Stein übrig. Alles wird zerstört werden. Ihr werdet über die Kriege hören. Schaut zu, fürchtet nichts, denn all das muß sein. Aber auch das ist noch nicht das Ende. Denn ein Volk wird sich gegen ein anderes erheben, und ein Reich gegen ein anderes, und überall werden Hunger, Seuche und Erdbeben sein. All das ist der Anfang der Krankheiten. Dann werdet ihr den Qualen ausgesetzt und ermordet werden. Ihr werdet durch alle Völker um meines Namens willen gehaßt werden. Und dann werden viele in Versuchung kommen und einander verraten und

hassen. Wegen der Vermehrung der Gottlosigkeit wird in vielen die Liebe vergehen. Derjenige aber, der alles bis zum Ende übersteht, wird gerettet.“

„Es ist schon vieles zerstört, es gibt bereits Kriege, Verrat und Haß in den Herzen,“ schlußfolgerte Paul Karlowitsch in Gedanken und seufzte bitter auf. Plötzlich fühlte er, wie in ihm etwas abriß und bemerkte, nachdem er sich hier unten wiedergefunden hatte, daß er seinen bequemen Platz nicht verlassen wollte. „Ist es denn Verrat? Oder ist es vielleicht ein Zufall, der den Stabskapitän auf den falschen Weg führte und daß er, der ehemalige General, eine große Sünde begeht, indem er diese unschuldige Seele so leichtfertig verleumdet? Nein, nein, die Schlußfolgerungen sind übereilt!“ Je mehr Paul Karlowitsch daran dachte, desto fester war er davon überzeugt, daß der Stabskapitän einem unvorhergesehenen Zufall zum Opfer gefallen ist. Dann wurde ihm lbewußt, daß diejenigen, die den Stabskapitän festgenommen haben könnten, von seiner, Rennenkampffs, Anwesenheit in der Stadt nichts wissen, sonst befände er sich nicht mehr unter dem Dach dieses stillen Hauses.

Es war der dritte Märztag.

Überall lagen noch schmutzige Schneereste, die durch den letzten Schneesturm vor kurzem gebildet worden waren, aber vom Meer wehte schon die erste Frühlingsfrische. Paul Karlowitsch öffnete die Tür und die grellen Strahlen der kalten Sonne blendeten ihn. Über dem Meer am fernen Horizont loderte ein blutroter Streifen vom Sonnenuntergang, die Stille und die Regungslosigkeit verzauberten ihn. „Nur zerrissene Wolkenfetzen ziehen nach Nordwesten, ansonsten wirkt alles wie auf kostbaren Stoff gezeichnet“, dachte Paul Karlowitsch. „Sie ziehen in die Gegend, die ich verlassen habe. Was geschieht dort jetzt? Es scheint so, als ob es dort nicht besser zugeht als hier.“ Noch eine Minute blieb er stehen und lauschte in die Stille, dann überschritt er eilig die Türschwelle des Hauses, als ob er die ihn quälenden Zweifel abgeworfen hätte und begab sich zur Kommertscheskij Gasse. An der Ecke der Straße Nikolajewskaja verkaufte ein behender Junge Zeitungen. Paul Karlowitsch erkannte den Straßenbuben, bei dem er stets die „Iswestija“ kaufte.

„Wir schließen Frieden mit den Deutschen! Der Brest-Litowsker Frieden ist geschlossen! Die letzten Nachrichten! Zu lesen, zu lesen!“ Der Bube schrie schrill. Von diesen neuen Nachrichten wurde Paul Karlowitsch übel. Er erreichte das

Versammlungshaus der Handelsleute, in dem sich nun der Stab der Bolschewisten eingerichtet hatte, und er sah durch das geöffnete Tor einen schwarzen Wagen, der im Innenhof stand. Die Autotüren standen offen, an ihren Seiten verharrten zwei in graue Militärmäntel gekleidete Männer mit geschulterten Gewehren. Paul Karlowitsch verlangsamte unwillkürlich seine Schritte und sah, wie aus dem Wagen eine Person in einer kurzen Pelzjacke und ohne Kopfbedeckung abgeführt wurde. Der Mann sah in eine andere Richtung, aber etwas an seiner ganzen Gestalt, in den nachlässig-nervösen Bewegungen kam Paul Karlowitsch ungemein bekannt vor. Nur noch einen Augenblick, und der Festgenommene wird hinter den Mauern des Hauses verschwinden. Aber plötzlich wand er den Kopf zur Straßenseite, und Paul Karlowitsch erkannte in ihm den vermißten Stabskapitän. Ihm schien es sogar, daß der Stabskapitän ein nur ihm verständliches Zeichen gemacht hatte, obwohl das, was er sehen konnte, blitzschnell geschah.

„Was ist hier geschehen? Wo und wie ist dieses Glied aus der einheitlichen, scheinbar unverletzlichen und festen Kette ausgefallen? Wo war der Stabskapitän in diesen zwei vergangenen Tagen? Woher wurde er gebracht?“ Die Fragen häuften sich vor Paul Karlowitsch, aber er konnte keine von ihnen beantworten. Und er verstand, daß er gerade jetzt wie noch nie einen Menschen brauchte, der zuverlässig und kundig war und über eine unfehlbare Logik verfügte. Es war gefährlich, zu den Arakins zu gehen. Der „Offizier“ kommt vor der Finsternis bestimmt nicht. Also blieb er allein und konnte in den nächsten Stunden nicht auf Hilfe rechnen. Er mußte abwarten. Aber es ist so unangenehm, tatenlos zu seien. Allerdings war es nicht vorteilhafter, unüberlegt zu handeln. Paul Karlowitsch beschloß, auf die Nacht zu warten: Wenn sich nichts verändern würde, käme sicher der „Offizier“, und sie würden, wenn Gott es wollte, unversehrt das drei Fenster breite Haus und diese verhängnisvolle Stadt verlassen.

In seine Gedanken vertieft ging Paul Karlowitsch verwirrt nach Hause. Unterwegs begegnete er demselben Straßenjungen, der Zeitungen verkaufte, die still gewordenen Häuser glitten vorbei. Als er am Haus der Arakins vorbeiging, warf er einen kurzen traurigen Blick darauf, überwand dann aber die Versuchung, einzutreten. Er ging vorbei, ohne anzuhalten, um den ihm auf seinen Spuren möglicherweise Folgenden keinen Hinweis zu geben. Um sein Haus herum war alles

ruhig. Er schloß das Eingangstor wieder zu, durchquerte den Hof und gelangte an den Abhang, der steil zum Meer abfiel. Nichts flöbte Besorgnis ein. Der gefallene Schnee lag unberührt. Nackte Sträucher, kleine blattlose Bäume, trockenes Gras vom Vorjahr, alles schimmerte wie auf einer Leinwand durch. Nirgends war ein Laut zu hören, keine Bewegung zu sehen, als ob das Leben ausgestorben wäre. Paul Karlowitsch seufzte auf, spähte nochmals in die Umgebung und ging zum Eingang. Der schon beunruhigte Wirt empfing ihn mit sichtbarer Freude.

„Wo sind Sie denn gewesen? Ich habe mir Sorgen gemacht, die Hausfrau hat sich beschwert, daß Ihr Mittagessen schon kalt geworden ist. Nun ja, Gott sei Dank, Sie sind endlich unversehrt zurück. Jetzt bringen wir alles in Ordnung.“ Er hastete hin und her und es war seltsam, seine kleine und korpulente Gestalt diese beschleunigten und eckigen Bewegungen ausführen zu sehen.

Paul Karlowitsch lehnte das Mittagessen ab. Er bat nur um eine Tasse schwarzen Kaffee und zog sich in sein Zimmer zurück. Ohne lange auf sich warten zu lassen, brachte der Wirt Kaffee. Paul Karlowitsch fügte ein wenig gemahlene schwarzen Pfeffer hinzu, das war eine Gewohnheit, die er seit der Junkerschule besaß, und trank ihn hastig. Dann legte er einen Papierbogen vor sich hin, nahm aus der Seitentasche einen Bleistift und schrieb ununterbrochen. Als er fertig war, faltete er den Brief, steckte ihn in einen kleinen eleganten Umschlag ein und klebte ihn sorgfältig zu. Darauf schrieb er: An Vera Nikolajewna Leonutowa-Rennenkampff. Einige Augenblicke saß Paul Karlowitsch gedankenverloren da, dann erhob er sich, rief seinen Wirt und bat ihn inständig, den Umschlag im Falle seines Todes Vera Nikolajewna zu übergeben. Der verwirrte Grieche nahm den Umschlag, legte ihn hinter die Ikone und sagte: „Dort ist der Brief sicher. Sie sieht alles, sie weiß alles und wird sie nicht aufgeben.“

Nachdem Paul Karlowitsch die letzte Schuld erfüllt hatte, fühlte er sich befreit. Er legte sich auf sein schmales Holzbett nieder und schlief ein, ohne dies bemerkt zu haben. Als er die Augen öffnete schien ihm, daß eine Ewigkeit vergangen war. Aber die Uhr zeigte sieben Uhr abends. Diese frühe Zeit war kaum für den geheimen Besuch des Offiziers geeignet. „Offizier... Offizier,“ sagte Paul Karlowitsch vor sich hin. Er wußte von ihm fast nichts, nur daß er Rittmeister Pawlowskij aus der Kiewer Militärgarnison war,

der zufällig ins „rote“ Taganrog geriet. Die anderen Beteiligten waren ihm völlig unbekannt. Sie waren die versprengten Reste der auseinandergejagten Junkerschule.

Ihn beherrschte wieder ein heftiger Wunsch, alles liegen zu lassen und egal wohin zu laufen, nur nicht hier zu sitzen und auf weitere unerwartete Schläge vom Leben zu warten. Er war aber Soldat und konnte durch den starken Willen des Verstandes seine Gefühle unterdrücken. Munter stand er auf ging ein paar Schritte durch das Zimmer – es waren insgesamt vier. „Hier wirst du nicht in Schwung kommen, ein echter Käfig“, dachte er mit einem Lächeln von sich selbst. Er erinnerte sich an Klänge eines Walzers: „Auf den Gipfeln der Mandschurei schlafen Helden und man kann russische Tränen nicht hören ... Rundum ist's still...“

„So still, daß es unheimlich wird,“ sagte er schon laut. Als Antwort auf seine Worte kam ein leichtes vorsichtiges Klopfen. Danach trat Pawlowskij im Laufschrift ins Zimmer ein.

„Schlimm!“ sagte er bekümmert, „der Stabskapitän wurde verhaftet.“

„Ich weiß,“ antwortete Paul Karlowitsch ruhig, „wie konnte es aber passieren?“

„Soviel ich weiß, ganz zufällig.“ Nicht weit von Ihrem Haus. In der Nacht des darauf folgenden Tages schien er einer Patrouille verdächtig und wurde angehalten. Irgendwie war er für die Roten auffällig.“ Er schwieg eine Weile und sagte endlich: „Man muß sofort fliehen, bevor sie uns erschießen. Vom Hof her vernahm Paul Karlowitsch kaum hörbare Geräusche, fragend schaute er auf Pawlowskij.

„Machen Sie sich keine Sorgen“, antwortete der ihm, es sind zwei unserer Leute. Sie gehen mit. Es ist gefährlich, zu zögern.

Paul Karlowitsch zog sich an und begann sich von den Wirten zu verabschieden, wobei er sie nochmals an den abgegebenen Brief erinnerte. Er nahm eine kleine Reisetasche, dann zog er Handschuhe aus der Manteltasche und streifte sie schnell über. Sie standen zwei kleine Schritte von der Eingangstür entfernt. Pawlowskij wandte sich zur Tür und griff nach der Klinke. In diesem Augenblick flog die Tür laut auf und einige bewaffnete Leute mit grauen Uniformmäntel drangen in den Flur ein.

„Zeigen Sie Ihre Papiere!“ rief einer von ihnen mit einer Pistole im Anschlag. Es war ein großer Mann, er hatte eine tiefe Narbe im Gesicht.

Paul Karlowitsch reichte ihm seinen Ausweis, er schaute dabei in dessen wäßrige Augen.

„Mansudaki...“ las der Große mit der entstellenden Narbe vor. „Ein griechischer Bürger. Die Staatsangehörigkeit werden wir noch klären.“

Die Papiere von Pawlowskij gefielen den Eindringlingen weniger. „Ein Bürger der dritten Gilde... Du riechst nach einem Offizier!“ brauste ein kleiner mit Waffen umhängter Mann auf. Er warf einen scharfen Blick auf die Festgenommenen und befahl: „Machen Sie sich auf den Weg!“

In der Dunkelheit wurden sie bergauf durch die Kommertscheskij Gasse geführt, an den schmucken Einzelhäusern vorbei, an denen Paul Karlowitsch ein paar Stunden vorher entlanggebummelt war. Sie begegneten einigen Passanten, die hinter ihnen herblickten. Jemand rief hasserfüllt: „Die haben sich etwas zuschulden kommen lassen, mit denen wird „Tscheka“ kurzen Prozess machen!“ Man führte sie in das Haus des Kaufmanns Adobaschew, in dem sich nun einer der Stäbe der neuen Macht eingerichtet hatte. Als Paul Karlowitsch durch den spärlich beleuchteten Korridor ging, bemerkte er, wie ein neben ihm gehender Rotgardist ihn von der Seite musterte. Indem sie vor einer geöffneten Tür anlangten, trat ihnen ein Mann in einer schwarzen Lederjacke entgegen. Der Rotgardist lächelte und sprach General Paul Karlowitsch ironisch an: „Nun haben wir uns wiedergegetroffen, Eure Hoheit“

Es begann das Verhör, das einer gewöhnlichen Ermittlung in keiner Weise ähnelte. Paul Karlowitsch mußte nichts erklären; seinen Namen geheim zu halten, war sinnlos, denn er war in Militärkreisen eine allseits bekannte Persönlichkeit. Im Verhör gab es „gleiche Rechte“, d.h. der Eine hatte keine, dem Anderen stand die unbegrenzte Macht zur Verfügung, dennoch war der Eine für den Anderen unentbehrlich. Verfügte der General doch über ein reiches Wissen von Taktik und Strategie, über die Kunst der Kriegsführung in Wort und Tat und dem Willen, zu siegen. Dem Rotarmist fehlten diese Merkmale, nur das vermeintliche Selbstbewußtsein des Siegers stellte er zur Schau, im Glauben seiner Macht über Leben und Tod des Gegenübers. Paul Karlowitsch erkannte den Mann in der Lederjacke sofort wieder, er hatte ihn im schwarzen Wagen erblickt, dem ein wütender Passant „Schpana... Hurensohn“ hinterherrief.

Die beiden ungleichen Kontrahenten schwiegen einen Moment lang, Paul Karlowitsch musterte seinen Ankläger: ein stattlicher Mann mit

breitem Rücken, hellblaue Augen mit rötlichen Adern, schmale Lippen. Irgendwie erinnerte er ihn an den Schuster-Raufbold aus seiner Kindheit auf dem Gut seiner Eltern.

„Also, warum hast du unsere Stadt besucht, Eure Hoheit?“ fragte Radionow.

„Wir sind nicht verwandt, deshalb siezen Sie mich bitte!“ entgegnete Paul Karlowitsch umgehend.

„Nanu, warum so trotzig! Aber wenn Sie es so wollen...“ Radionow verzerrte sein Gesicht, entweder war es ein kurzes Lächeln oder seine Zahnschmerzen plagten ihn wieder. „Also, was wollten sie mit Ihrer Ankunft erzielen?“

„Ich habe damit nichts bezwecken wollen, nur weit von allen Kämpfen, dem Krieg überhaupt, entfernt sein. Seit 1915 bin ich im Ruhestand.“

„Und weshalb die Offiziere in Ihrem Haus? Nur für Gespräche? Sie machten sich mit einer Reisetasche auf den Weg, - wohin? Zu Kornilow und seiner Armee?“

„Kornilow befindet sich weit weg von hier. Hätte ich dies beabsichtigt, wäre ich viel früher aufgebrochen, - als Kornilow noch in Rostow aufhielt.“

„Also, wo wollten Sie denn hin?“ Rodionows Augen verengten während eines Lächelns. In diesem Moment ähnelte er einem Steppenwolf, der seine Beute in die Ecke getrieben hat.

„Ich beabsichtigte, die Stadt zu verlassen, um irgendeinen für mich ruhigen Aufenthaltsort zu suchen.“

„Sie wollten zu einem ruhigen Ort aufbrechen? Sie wären sicher dort angekommen, wo Unruhe herrscht - zu Kornilow oder zu Anderen ihrer Komplizen.“

„Meine Komplizen gibt's nicht.“

„Ach so!“ fuhr Radionow fort, „liegen sie im Streit mit ihren Leuten, seitdem sie wegen ihres Verrates verjagt worden sind?“

„Wie können Sie es wagen, so etwas zu behaupten!“ Die Stimme von Paul Karlowitsch wurde hart und kalt wie Metall. „Ich bin General seit den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts. Ich habe im chinesischen und japanischen Krieg gekämpft. Ich habe bei Gumbinnen gesiegt...!“

„Und wer trägt die Schuld an der katastrophalen Niederlage der Zweiten Armee?“

„Was glauben sie denn? Es ist völliger Unsinn, mir daran die Schuld zu geben. Ich war

nicht der Befehlshaber der südwestlichen Front, nicht ich habe dort die Befehle erteilt. Meine Erste Armee ließ sich nicht einkreisen, wir sind ohne Verluste zurückgewichen. Die zehn Generale sind nicht bei mir gefallen, 70.000 meiner Soldaten sind nicht in deutsche Gefangenschaft geraten. Wir haben alle Fahnen gerettet: vom heiligen St. Georg, vom 110. Kamskij Regiment, vom 119. Kolomenskij Regiment, vom 233. Odojewskij Regiment. Was können Sie auch schon davon wissen? Das ist Sache der Ermittlungen. Sie haben kein Recht, davon zu sprechen. Paul Karlowitsch fühlte, wie sich mit jedem dieser Worte seine Aufregung steigerte. Noch einen Augenblick, und er würde die Selbstkontrolle verlieren. Um Beherrschung ringend sagte er: „Und als Verräter wird man nicht in Ruhestand geschickt, sondern erschossen.“

„So ist es doch“, Radionow klopfte mit zwei Fingern auf den Tisch, „Hindenburg hat ihrer Armee jedenfalls kräftig zugesetzt.“

„Ist es General Litwinow, der nach mir die Zweite Armee übernommen hat, nicht ebenso passiert? So ist es im Krieg, es gibt immer Unterlegene und Sieger. Sieger wird derjenige, der besser vorbereitet und bewaffnet ist und mehr Glück besitzt.“

„Und wir haben euch besiegt.“

„Besiegt? Uns? Rußland?“

„Lassen sie Rußland aus dem Spiel – das sind jetzt wir! Und ihr – Herren! Bourgeoisie...“

„Warum halten Sie mich für bourgeois? Habe ich Betriebe, Fabriken? Was denken Sie eigentlich von der Bourgeoisie? Sitzen sie am Kamin und bohren mit einem Finger in der Nase, und Rußland bedeutet für sie gar nichts? Wie wollen sie ein neue Gesellschaft ohne Generale – Bourgeoisie aufbauen? Wer wird eure Armeen führen, Gefreiter?“

„Dann helfen sie uns dabei. Die Verbrechen gegen unser Volk müssen gesühnt werden.“

„Welche Verbrechen meinen Sie, erklären sie dies genauer. Und was verstehen sie unter Hilfe?“

„Wer hat unseren Aufstand in Sibirien niedergeschlagen? Wer hat die „Boxer“ in China besiegt? Sie, Herr General. Wenn sie jetzt am Leben bleiben wollen, müssen sie Ihre Schuld unserem arbeitenden Volk gegenüber sühnen, indem sie ihm aufrichtig dienen.“

„Erstens, muß ich gar nichts. Zweitens, wollen sie mich etwa überreden, gegen die „Meinigen“ zu kämpfen?“

„Mit dieser Aussage habe ich sie sich entlarvt, gegen „Meine“. Dann gibt es also „Ihre.“

„Halten sie sich nicht an diesem einen Wort fest“, brauste Paul Karlowitsch auf. Es geht um Pflichten, Ehre, Gewissen, Dinge, auf die jeder Soldat schwört. Und er leistet dem Vaterland gegenüber einen Eid, ihm zu dienen. Hätte ich die Aufstände nicht niedergeschlagen, hätte es Andere vollbracht. Hätte es uns nicht gegeben, wären sie schon 1905 an die Macht geraten.“

„Es ist doch unser Volk! Es zu bekämpfen ist ein Verbrechen!“ Radionow schlug mir der flachen Hand auf die Tischplatte, so heftig, daß die Gläser klirrten, und seine schrille Stimme wurde zu einem Schrei.

„Schreien sie mich nicht an! Sie verängstigen mich ja!“ entgegnete Paul Karlowitsch nun wieder ruhiger. Nach kurzer Pause fragte er: „Sie sprechen über „unser Volk“. Wer ist das eigentlich? Jeder, der arm, oder ein Arbeiter ist? Wissen Sie, wer Mienschewisten, Demidows oder ihnen ähnliche sind? Wo sie herkommen? Und wenn ein Bauer dank seinen Mühen und seines Verstand etwas erreicht, darf er sich nicht mehr zum Volk zählen, sondern gilt dann als bourgeois? Gilt bei ihnen das Prinzip, sich nur nicht auffällig machen? Dabei kommt ein Drittel aller Generale aus diesen unteren Schichten. Sie kennen doch ganz bestimmt General Denikin, den Sohn eines Fronbauers? Und Rjabuschinskij, Tretjakow, Morozow, Mamontow, allen bekannt aus der russischen Geschichte. Wissen Sie, was für große Kunstwerke sie geschaffen haben, die ihre Erbschaft werden? Die Türe zu ihren Werken stehen immer offen, für alle, auch für das Volk, von dem sie mir erzählen. Wenn es um die Beschuldigung meiner Person geht, so handelt der Staat handelt immer nach den gültigen Gesetzen. Alle, die diese Gesetze verletzen, werden von demselben Gesetz bestraft. Hat denn Suworow Pugatschew, und Skobelew den Aufstand in Turkestan nicht niedergeschlagen? Oder halten sie sie nur für Abgötter der Nation?“

„Es ist so“, sagte Radionow, der eine Weile schwieg und zuhörte, ohne das Ganze vollständig zu verstehen, „bislang habt ihr alles nur für euch selbst gemacht: den Staat, die Kunstwerke, die Pflichten, die Ehre, von nun ab werden wir sie für uns nutzen: unseren Staat, unsere Kultur, unsere Gesetze ... wobei der Staat uns wahrschein-

lich nicht gleich gefallen wird. Wir haben die Bruderschaft aller Arbeiter und Bauern der ganzen Welt verkündet. Die Weltrevolution überrollt alle, die gegen ihre gerechten Ideen ein Schwert heben.“

„Revolutionen gab es schon in Frankreich. Jeder weiß, wie ihr Ende aussah. Den Revolutionären wurden ihre Köpfe abgeschlagen. Dann hieß es, sie richteten sich selbst zugrunde.“

„Sie erzählen konterrevolutionäre Geschichten!“ brauste Radionow auf. „Ich, ein roter Kommandant, darf Ihnen nicht zuhören. Sie haben nur einen Ausweg – unserer Sache zu dienen!“

„Gegen die Meinen werde ich niemals kämpfen! Aber gegen die Deutschen, geben Sie mir eine Armee, und ich werde sie befehligen. Es besteht aber bei euch keine Armee, nur eine von Anarchie getriebene Meute. Diese gegen eine feindliche Armee zu führen wäre Unsinn. So eine Verantwortung will ich nicht tragen.“

„Regen Sie sich nicht auf! Überlegen sie es sich noch mal! Wir geben ihnen dafür ein Recht aufs Leben.“

„Ihr – mir? Sie geben so großzügig Recht aufs Leben?“ Die dichten Augenbrauen von Paul Karlowitsch zuckten hoch, er lächelte. „Mein Leben war für mich nie das Wichtigste, besonders, wenn es um meine Ehre und mein Gewissen ging. Die Adresse, an die sie sich wenden, ist falsch. Für mich zählen ganz andere Werte, nicht ihre.“

„Legen sie die Sache mit ihrem Gewissen beiseite. Ihr Gewissen hat aus Ostpreußen große Mengen geraubter Schätze wegfahren lassen, mittels Militärtransporte. Die Frontversorgung hat darunter leiden müssen. War es nicht so?“

„Was verstehen sie schon von Krieg? Überhaupt nichts, nur daß Krieg Zerstörung, Tod, etwas Unmenschliches sei. Das ist aber nicht alles, denn seit Jahrtausenden pflegen die Sieger die Verlierer ihrer Schätze und des Eigentums zu berauben. Das, was ich erhalten habe, war nur ein winziger Bruchteil des Abtransportierten. Hätten sie die Protokolle des Ermittlungsausschusses gelesen, der sich vom März 1917 an damit beschäftigt hat, wäre ihnen bekannt, daß ich dessen kaum beschuldigt worden bin. Darin stand: - Aus der Kriegsbeute hat sich der Angeklagte einen Teil angeeignet. - Wo aber der Hauptteil geblieben ist, hätte der eingesetzte Ausschuß ermitteln können, wenn er es gewollt hätte. Wenn es nun

um meine Schuld vom Standpunkt der neuen Macht geht...“

„Ja, Schuld,“ unterbrach ihn Radionow, der nicht mehr ruhig zuhören konnte, „tragen Sie gegen Weltarbeiterklasse. Was? Stimmt es etwa nicht?“

„Bestimmt nicht. Sie sagten doch, sie würden Ihre eigenen Gesetze, eigene Kultur, Ihren eigenen Staat bilden... Und durch mich ist doch die Bourgeoisie einen Teil ihrer Kulturgüter losgeworden. Das heißt also, ich habe euch auch noch zufällig geholfen, und zwar im Weltmaßstab. Paul Karlowitsch lächelte vieldeutig.

„Von welchem Nutzen sind uns die Kulturgüter, wenn dadurch unsere militärische Versorgung gelitten hat?“ brauste Radionow auf. Er starrte Paul Karlowitsch in die Augen, sein Blick war einer Rasierklinge ähnlich.

„Da irren Sie sich wieder! Kein Verletzter ist in der Kampfzone geblieben, kein Geschütz, das reparaturbedürftig war. Mit den Kulturgütern wurden nur leere Waggons gefüllt. Was eigentlich verstehen Sie unter militärische Versorgung?“

„Nun gut, ich habe schon viel darüber vernommen!“ Radionow strich mit der Hand nervös über den Kopf. „Etwas verstehe ich leider nicht. Wie steht es mit ihrer Ehre und ihrem Gewissen in Wilna? Soviel ich weiß, haben sie ungefähr zweihundert Todesurteile unterschrieben. Sind sie alle unsere Kameraden losgeworden?“ Bei den letzten Worten legte sich Radionow fast über den Tisch, und seine Stimme wurde kaum hörbar.

„Es waren keine zweihundert, die Zahl ist bestimmt übertrieben. Die Todesurteile betrafen Mörder, für die ein Menschenleben nicht mehr wert war als das Leben einer Fliege. Mir ist es befohlen worden, das Gesetz zu schützen. Hätte ich weitere Todesurteile unterschreiben müssen, um im Bezirk Wilna für Recht und Ordnung zu sorgen, hätte ich dies getan. Jedem Verurteiltem hat man seine Schuld bewiesen.“ - Paul Karlowitsch legte eine kurze Pause ein und fragte unerwartet: „Sagen Sie mal, was würden Sie tun, wenn jemand eine ihnen nahestehende Person umgebracht hätte?“

„Ich würde ihn töten,“ erwiderte Radionow.

„Sehen Sie, genau das habe ich getan. Es waren zwar keine mir nahestehenden Personen, sondern Menschen aus dem mir anvertrauten Bezirk. Als ich in Wilna ankam, war die Kriminalität dort sehr hoch.“

„Wenn man Sie so anhört, könnte man fast glauben, daß sie ihre Hände in Unschuld waschen. Warum nur wurden sie Brandstifter und Totengräber genannt?“

„Der große Reformator Stolypin wurde in ihren Kreisen auch als Totengräber bezeichnet. Hätte er bis heute gelebt, würden Sie ihn als ersten hängen lassen.“

„Bei uns liegt alles in der Macht des gerechten Revolutionsgerichts. Niemand hat da Sonderrechte,“ erwiderte Radionow mit Nachdruck.

„Ihr Gericht ist schon allgemein bekannt: Entweder eine Kugel oder der Galgen. Warum haben Sie in St. Petersburg Schigariew und Koschkin umgebracht, bei Nacht im Marienkrankenhaus? Menschen, die nicht einmal aus dem Bett aufstehen konnten. Warum?“

„Ich habe es nicht getan!“ Radionow schrie haßerfüllt.

„Sie bestimmt nicht. Sie gab es in St. Petersburg nicht. Diese Greultat hat der Stolz und die Zierde der russischen Revolution vollbracht, nämlich russische Matrosen!“

„Ruhe!“ Radionow wurde wütend. „Lassen sie sich lieber unser Angebot durch den Kopf gehen. Wir geben ihnen noch etwas Zeit dazu.“ Er warf einen triumphierenden Siegerblick auf die große Gestalt des hochmütigen Generals und rief laut: „Wachmann, wegführen!“

Paul Karlowitsch wurde in ein winziges Zimmer gesperrt. Er sah sich in dem Raum um: ein kleines Fenster mit hohem Fensterbrett, ein Tisch mit zwei alten Stühlen und ein eisernes Feldbett. Paul Karlowitsch musterte die massive Tür, hinter der der Wachmann stand. Er begann durch das Zimmer zu schreiten, vier Schritte hin und vier zurück, große Schritte, um seine innere Unruhe zu beseitigen. Er bemerkte, daß die Tür aufging und der Wachmann beobachtete ihn mit neugierigen Blicken. Paul Karlowitsch blieb stehen und sah den ungebetenen Gast fragend an, der die Tür sofort wieder von außen verschloß. Nun begann er, sich die Ereignisse der letzten Tage ins Gedächtnis zu rufen. Wie konnte es nur geschehen, daß alles schon von Anfang an schief gelaufen ist? War es Zufall oder Schicksal? Oder eine historische Regelmäßigkeit, nach der Eine sich geschickter als der Andere zeigte. Er sollte aber in seiner jetzigen Situation nicht zurückdenken, sondern überlegen, was jetzt zu tun ist, um der momentanen Todesgefahr zu entgehen. Er erinnerte sich an das vergangene Jahr 1917, als er sich in Trubeckij Festung die gleichen Fragen

stellte. Seltsam, damals ist man ebenfalls unerwartet in seine Unterkunft eingedrungen. Jene „Besucher“ waren aber anders, viel wichtiger. Da flog die Tür auch heftig auf und er stand drei großen Gestalten gegenüber, die eindringen und sofort begannen, ihm Fragen zu stellen. Einer der Eindringlinge schien ihm irgendwie bekannt. Er suchte lange in seinem Gedächtnis, konnte sich aber lange nicht erinnern, wann und wo er diesen Mann schon einmal gesehen hatte. Plötzlich kam ihm die Erleuchtung: Alexander Blok! Der beliebteste Dichter seiner Frau Vera Nikolajewna. Sie hatte dessen Porträt in ihrem Wohnzimmer an die Wand gehängt. Die Erinnerung an die Gedichte von Blok kam ihm wie ein Klang aus ferner Zeit, als Vera lachend und glücklich ins Haus stürmte und ein kleines Buch mit einem glänzenden Umschlag mit der Aufschrift: A. Blok „Nachtigallen-Obstgarten“ auf den Tisch warf. Wie lange ist das nun schon her? Und was zu beachten, wenn Entscheidung zu treffen sind? Er kann und will Radionows Angebot nicht zustimmen, aber welcher Ausweg bleibt? Etwa versprechen, es sich noch zu überlegen. Nein, das wäre kein erfolgreicher Ausweg. Also was? Er könnte noch um eine Begegnung mit Vera bitten. Danach würde er weitersehen. Oh Gott, es war alles falsch gelaufen. Tausende von Kilometer war er von St. Petersburg zurückgelegt, um in einem Provinzstädtchen ohne Wasserleitung verhaftet zu werden. Was geschehen ist, läßt sich nicht wieder rückgängig machen. Sie scheinen mich zu brauchen, also werden sie noch einige Zeit nachgiebig bleiben. Aber was geschieht dann? Viele Überlegungen fuhren Paul Karlowitsch durch den Kopf. Er wußte, daß die Revolutionsgesetze, nach denen Radionow jetzt handelte, mit seinen Rechtsvorstellungen nichts zu tun hatten. Um diese Normen zu besiegen, braucht man mehr als althergebrachte Ethik. Aber was stand ihm sonst noch zur Verfügung? Das Einzige, worauf er noch zählen konnte, war seine Persönlichkeit und sein hoher Dienstgrad, sie benötigten ihn als Aushängeschild. In dem Moment in dem sie begreifen würden, daß er nicht in ihrem Sinn handelt, würden sie ihn erledigen. Das wird aber weder morgen noch übermorgen geschehen, deshalb mußte er noch um jeden Preis Vera sehen, um die momentane Lage in der Stadt zu erfahren. Wäre es nicht auch möglich, sich der Aufsicht Radionows zu entziehen?

Paul Karlowitsch erinnerte sich an jene St. Petersburger Nacht, in der er schwer krank aus der Petropawlowskij Festung während eines Wach-

wechsels fortgefahren wurde. Die Situation war kontrovers gewesen: der zuständige Ausschuß entschied, ihn gegen Bürgschaft zu entlassen, die Wache der Festung weigerte sich aber, den „blutrünstigen General“ laufen zu lassen. Deshalb mußte sich der Justizminister einmischen. Jetzt gibt es niemanden, der ihm helfen könnte, er kann nur auf sich selbst zählen. Er bat um ein Blatt Papier und Tinte und begann, ein Begegnungsgesuch zu schreiben, er wollte Vera unbedingt sehen.

Nach zwei Tagen erschien sie verzweifelt, aber mit einem winzigen Funken Hoffnung. Das Aussehen von Paul Karlowitsch gefiel ihr gar nicht, waren die alten Schwächen nicht wieder zum Vorschein gekommen? Die von ihr mitgebrachten Nachrichten versprachen eine mögliche Wende: Der Ermittlungsausschuß des Taganroger Revolutionstribunal hatte beim Kriegskommissar den Antrag gestellt, General Rennenkampf ihnen zu übergeben, damit sie die weiteren Ermittlungen übernehmen konnten. Der Antrag sollte bald beantwortet werden. Hoffentlich wird dies seine Rettung bedeuten, denn der Ausschuß bestimmt aus Personen bestehen, die mehr Loyalität besaßen und deren politische Kenntnisse umfangreicher waren. Die Begegnung mit Vera Nikolajewna war kurz, aber sie schaffte es, ihm das Wichtigste mitzuteilen. Paul Karlowitsch umarmte sie und führte sie bis zur Tür, die sofort hintern ihr wieder geschlossen wurde. Einen Moment lang hörte Paul Karlowitsch ihre sich entfernenden Schritte, dann wurde es still. Es erschien ihm, als ob mit ihrem Fortgehen die Verbindung mit der Außenwelt abgebrochen worden wäre. Und wieder drängte sich ihm die wichtigste Frage auf, wird er dem arbeitenden Volk dienen können, um seine vermeintliche Schuld zu begleichen? Und wenn er alles vergessen würde, worauf er Treue geschworen hat, würde er nicht mehr „Brandstifter“ oder Totengräber“ genannt, sondern „Heiliger“. Aber Paul Karlowitsch war für diese Version nicht ansprechbar, er berief sich auf sein Alter und seinen Treueid und darauf, daß es bei den „Roten“ keine echte Armee gibt. Kurz gesagt, seine Ablehnung war unabänderlich. Während des letzten Gesprächs mit dem aufgebrachten Radionow sagte dieser zu ihm: „Sie werden es noch bereuen.“ Trotzdem fand am nächsten Tag eine Begegnung mit Vera Nikolajewna statt, von der er als Erstes erfuhr, daß Radionow dem Antrag des Ausschusses eine Absage erteilt hat. „Wir haben Rennenkampf auf den Befehl aus St. Petersburg hin verhaftet und

werden ihn nicht aus den Händen geben“, äußerte er.

Es vergingen ein paar Tage. Das Schicksal von Paul Karlowitsch blieb weiter ungewiß. Vera Nikolaajewna besuchte ihn; Radionow, der noch auf eine Umstimmung hoffte, ließ ihn ab und zu zum Verhör vorführen. Unerwartet kam der Befehlshaber der Südfront Antonow-Owsienko nach Taganrog. Nachdem er sich mit dem Teil der Bevölkerung, der die Revolution begrüßte, getroffen hatte, erschien er im Stab von Radionow. Er wurde von der Lage an der Front, von der Situation in der Stadt, von Erschießungen und Anarchie unterrichtet. Er reagierte unerwartet fröhlich für einen alten Anhänger Lenins, als Radionow sagte: „Wir haben Rennenkampf verhaftet. Er hatte sich bei uns in der Stadt versteckt. Ich weiß noch nicht, was ich mit ihm machen soll. Er läßt sich nicht überreden, uns zu dienen.

„Sie wissen nicht, was zu tun ist? Unsere Revolution muß den Feinden gegenüber unbarmherzig sein. Es wundert mich, daß er noch nicht erschossen worden ist! Antonow machte eine kurze Pause, sah Radionow tief in die Augen und befahl: „Sofort erschießen!“

Es war die Nacht vom 31. März 1918. Ein Frühlingswind wehte über die Stadt. Er trieb einzelne graue Wolken vom Schwarzen Meer nach Osten. Der kreisrunde Mond stand hell am Himmel, aber nicht er hatte Paul Karlowitsch geweckt, sondern ein leuchtender Stern, der heller als der Mond zu sein schien. Es war ein denkwürdiges Ereignis. Nach einer Weile verschwand der Stern, und Paul Karlowitsch wollte sich wieder hinlegen, als er laute Schritte hinter der Tür vernahm, die plötzlich heftig aufflog.

„Ziehen Sie sich an!“ befahl einer der Eindringlinge. „Sie werden im Zentrum gebraucht. Ihre Sachen bleiben hier, sie werden ihnen später nachgebracht.“

Sie traten nach draußen, wo eine schwache Lampe spärliches Licht spendete. Vor dem Eingang wartete ein schwarzer Wagen, in dem der Stationskommandant Jewdokimow auf sie wartete. Sie fuhren durch die Nikolajewskijstraße, aber kurz vor dem Bahnhof bogen sie plötzlich links ab.

„Wohin fahren Sie mich?“ fragte Paul Karlowitsch, der schon an das Schlimmste dachte. Es wurde ihm nicht geantwortet. Nach einigen Minuten hielten sie an einem einsamen Ort an. „Aussteigen!“ befahl Jewdokimow barsch.

Trotz der Dunkelheit bemerkte Paul Karlowitsch ein paar vor ihm stehende Gestalten, eine von ihnen fiel durch ihre helle Körperfarbe vor dem dunklen Hintergrund auf. Er sah sich die Gestalt genauer an und erkannte einen Leidensgefährten, der schon entkleidet war. Zweifellos war er ebenfalls zur Hinrichtung hierher geführt worden.

„Was soll das heißen?“ fragte Paul Karlowitsch und bemühte sich, seine aufsteigende Unruhe zu unterdrücken. „Das heißt, das Zentrum hat anders entschieden. Auf Beschluß des Taganroger Revolutionstribunals soll der blutrünstige General Rennenkampf als Feind des russischen Volkes und unserer Revolution erschossen werden,“ antwortete Jewdokimow kurz und bündig. Er trat nahe an Paul Karlowitsch heran und fragte leise, er flüsterte fast: „Also du Aas vom Zaren, hast du nun Angst?“

„Du solltest Angst haben. Aber mein Tod hilft euch sowieso nicht,“ antwortete Rennenkampf ruhig. Es wurde ihm befohlen, sich auszuziehen und sich selbst das Grab zu schaufeln. Er warf ihnen seine Kleidung vor die Füße, aber weigerte sich, zu graben. Er gab zu verstehen, daß dies die Arbeit für Totengräber sei, und er wolle keiner für seine eigene Person werden. Darauf begannen seine Peiniger ihn zu schlagen, und als er zu Boden stürzte, schoß ihm Jewdokimow mit seiner Pistole drei Mal in den Hinterkopf.

Danach war es still und düster, bis hinter den schwarzen Wolken der Mond wieder auftauchte, der seinen hellen Stern irgendwo verloren hatte. Er beleuchtete jetzt mit seinem Schein zwei liegende Silhouetten, verabschiedete sich von ihnen und verschwand wieder hinter den Wolken

Am folgenden Tag wurde Vera Nikolajewna in der Kommandantur sowohl durch die Entscheidung Radionows überrascht, ihren Mann für weitere Ermittlungen nach Moskau zu schicken, als auch dadurch, daß es offensichtlich schon in die Tat umgesetzt worden war. Eine schlimme Vorahnung überfiel die sich sorgende Frau. „Warum war es auf einmal so eilig, warum hatte ihr Radionow von seinem Vorhaben, ihren Mann nach Moskau zu schicken, vorher nicht unterrichtet? Um was für eine weitere Ermittlungen konnte sich handeln, wenn doch alles schon klar war? Und wer wird sich mit ihm beschäftigen, wenn ganz Rußland sich im blutigen Kampf befindet...?“ Solche Fragen stellte Vera Nikolajewna sich in Gedanken, sie machte sich die schrecklichsten Vorstellungen. Einige Tage war ihr das Schlimmste noch nicht bekannt. Eines abends,

der Wind fegte durch die menschenleeren Straßen und übertönte die Schritte seltener Passanten, wurde an ihrer Tür geklopft. Ein kleiner älterer Herr in Arbeitskleidung trat ein, zeichnete sogleich an der Schwelle mit seiner Hand ein Kreuz und sagte leise: „Es gibt einen Brief an Sie.“ Er zog den Umschlag hastig aus der Jackentasche, reichte ihn ihr und verschwand grublos. Einer Ohnmacht nahe öffnete Vera Nikolajewna rasch den Briefumschlag, der ein fast leeres Blatt Papier enthielt. Nur ganz oben standen drei handgeschriebene Zeilen: Ihr Mann General Rennenkampf ist in der Nacht vom 30. auf den 31. März, zwei Werst von der Baltijskij Fabrik und eine halbe Werst von dem jüdischen Friedhof entfernt, erschossen und verscharrt worden.

...Es vergingen Tage und Wochen bis Ende April die Bolschewisten aus der Stadt flohen, und für kurze Zeit die deutsche Besatzung in Taganrog für Ordnung sorgten. Es vergingen weitere zwei Wochen bis Offizieren gemeinsam mit der Polizei, unter Aufsicht von Vertretern der Staatsanwaltschaft, darunter auch Nikolaj Dmitrijewitsch Arakin, den im Brief beschriebenen Ort fanden. In einem der beiden aus dem seichten Grab herausgenommenen Leichnamen erkannte Vera Nikolajewna sofort ihren Mann, Paul Karlowitsch Rennenkampf, General der Kavallerie. Er wurde umgebettet, auf dem alten Friedhof heimlich beerdigt.

Die Deutschen wurden bald von den „Weißen“ abgelöst, und in der gesamten Griechenstraße wurden Einheiten der Armee Denikins untergebracht. Die Generale Anton Iwanowitsch Denikin, Romanowskij, Maj-Majewskij, Wrangel, Pluschtschewskij-Pluschtschik, Schkuro, Kutiepow, Bogajewskij ließen ihre verzweifelten Abschiedsspuren auf den Straßen von Taganrog zurück. Noch heute erinnern die im Lauf der Zeit verschwommen Bilder an zahlreichen Hauswänden an diese Tage. Morgens pflegte Denikin, ein kleiner, kräftiger Mann, durch die Griechische Straße in die griechisch-katholische Uspenskij-Kirche zu gehen. Dort zündete er eine Kerze für den heiligen St. Georg, den Sieger, an und betete lange und hoffnungsvoll. Manchmal ließ sich auf den Straßen von Taganrog der weiß gekleidete Wrangel blicken. Auf den Fotos vom Taganroger Sommer 1919 sind die Generale Romanowskij, Maj-Majewskij, Denikin und seine Berater Sokolow, Astrow, Sawitsch zu erkennen. Sie sitzen an einem Empire-Tisch, auf dem links eine Uhr im gleichen Stil steht, auf Stühlen, rechts ein Schreibtisch. In welchem Haus mag

diese Aufnahme entstanden sein? Sie wußten es, wir nicht. Und eine weitere Photographie zeigt das Regiment von Kornilow. Auch ihn gab es nicht mehr, denn er kam am gleichen Tag wie Rennenkampf um 10 Uhr in der Schlacht bei Jekaterinodar ums Leben. Doch sein Regiment blieb auf dem Foto ewig jung. Wer sind sie, die Helden ohne Namen, und wo sind sie gefallen? Sind sie alle gefallen, oder ist jemand am Leben geblieben? Falls überlebt, wie war sein weiteres Schicksal? Wo in diesen Reihen versteckt sich der Kosakenoffizier Michail Sazontowitsch Schtschepietkow. Auf dem nächsten Foto sitzt der junge Kosake nachdenklich auf einem Baumstumpf mit einem Säbel auf den Knien. Er scheint über den Abgrund der Zeit zu fragen: „Na, meine Nachfahren, gibt es euch wohl?“ In diesem Moment weiß Michail Sazontowitsch noch nicht, welcher dornigen Weg das Schicksal für ihn vorbereitet hat. Bald wird sich die Weiße Armee zurückziehen müssen. Nachdem sie sich am Asowschen Meer nicht halten konnten, versuchten die Überlebenden die Ufer des Schwarzen Meers zu halten, wurden abermals zerschlagen. Ins Exil hatten sie fliehen müssen, wie ein verllorener Sohn, es blieb ihnen nur das Heimweh. Aber der Kosake Schtschepietkow wollte nicht seine Heimat verlassen. Er blieb, um seinen Kreuzweg zu gehen, durch Konzentrationslager, Armut, unbegründete Verdächtigungen. Trotz der Wirren der Zeit blieb der vernichtende Fragebogen dieses „Verräters“ aus dem Jahr 1930 unverändert. Durch die Fragen: Größe des Vermögens, soziale Lage bis 1914, von 1914 bis 1917, von 1917 bis zur Gegenwart, sollten die zahlreichen Feinde Sowjetrußlands ausgerottet werden. In der Zeile „Vermögen“ (man soll alles angeben, was man besitzt) schrieb Michail Sazontowitsch:

- a) bis 1914 habe ich nicht gehabt;
- b) von 1914 bis 1917 habe ich nichts gehabt;
- c) von 1917 bis zur Gegenwart: Von 1924 bis 1928 - ein Paar Ochsen und eine Kuh. 1928 - zwei Pferde und eine Kuh. 1929 - ein Pferd, eine Kuh und ein Kalb. Zur Zeit ist das Pferd in einer Kolchose, Kühe gibt es bei mir nicht.“ Die Frage „Wie oft haben Sie die Wiederherstellung ihrer Bürgerrechte beantragt?“ beantwortete er: „Drei Mal - alle abgefragt.“

...Von 1918 bis 1919 fielen viele tausende Soldaten, Offiziere und Generale. Ein verirrtes Geschöß brachte Kornilow um, der somit nicht am Kampf teilnehmen konnte. An seinen Wunden starb General Drozdowskij in Rostow am Don, und in Jekaterinodar starb Oberbefehlshaber

Aleksejew, der ehemalige Innenminister Chwostow wurde von den Roten erschossen. Im Kampf fiel General Markow. Irgendwo bei Batajskaja starb General Timanowskij, durch plötzlichen Herzinfarkt kam Maj-Majewskij ums Leben... Ein paar Minuten nach seiner Ankunft in Konstantinopol wurde General Romanowskij, Freund und Kriegskamerad Denikins von einem Terroristen ins Jenseits befördert. Trotz aller tragischen Ereignissen in Rußland ging das Leben aber weiter. In der kleinen Stadt Taganrog am Meer, in den Trümmern der Geschichte entstanden und erstarben, erschienen und verschwanden Gefühle.

Einige Monate nach dem Tod von Paul Karlowitsch Rennenkampf fiel seine ältere Tochter einem verliebten Offizier zum Opfer, der wahnsinnig wurde und sein ganzes Pistolenmagazin in sie schoß. Olga wurde in der Nähe des Grabes von Paul Karlowitsch beerdigt, doch die Erinnerungen an ihre Grabstätte wurden von der Zeit getilgt: die Aufschrift verging, das Holzkreuz verfaulte, oder jemand zerstörte es (alte Leute berichten, daß man es noch bis zum Zweiten Weltkrieg hätte sehen können). Dies Ereignis glühte kurz wie eine Funke auf und erlosch. Das Leben mit seinen Ängsten und Freuden am Rande des Abgrundes ging weiter.

Im Herbst 1919 wurde klar, daß die „Weiße Bewegung“ sich nicht halten würde. Weder Gebete zum heiligen St.Georg, dem Sieger, noch Anflehen der Gottesmutter von Kazansk retteten sie. Im Oktober gelang es noch der Infanterie des Generals Slaschtschew Abteilungen von Machno achtzig Kilometer vor Taganrog zu stoppen, doch im November befand sich schon der Stab des Oberbefehlshabers Denikin im Dorf Tichorjeckaja, danach in Jekaterinodar, schließlich in Noworossijsk. Währenddessen begann die Räumung an der gesamten Front. Neben den sich zurückziehenden Einheiten verließ auch die „Prominenz“ die Stadt: Der Rechtsanwalt und Mitglied des Rates vom Doner Bezirk Paul Fjedorowitsch Jordanow und seine Diener, der Besitzer von einer Flugzeugfabrik Dmitrijew, der letzte Bürgermeister Nikolskij, Mitglied des Stadtrates Borowskij, der reiche Kaufmann Scharonow, Inhaber von vielen Geschäften und Betrieben Feldman... Der Letzte verstaute seine seine ihm verbliebenen Wertsachen auf seinen Dampfer „Nikolaj der Zweite“ und stach in See. Er stand lange auf dem Deck und blickte mit tränenerfüllten Augen auf seine Heimatstadt zurück.

Nach dem Abzug der Weißen Armee stiftete Paul Karlowitschs Witwe dem Museum von Taganrog die wertvolle Sammlung ihres Mannes. Portraits, Gravüren, Waffen, Gegenstände aus dem fernöstlichen religiösen Kulturkreis, Vasen, Amphoren und vieles mehr fanden ihren neuen Platz im Museum. Vor den neuen Machthabern mußte Vera Nikolajewna die Stadt verlassen, und es wäre ihr unmöglich gewesen, die zahlreichen Schätze mitzunehmen. Deshalb verschenkte sie alles, dessen sie noch nicht beraubt wurde. Die letzten Tage vom Dezember 1919, waren auch ihre letzten Tage in der Heimat. Zwei Tage vor ihrer Abreise bekam sie einen unerwarteten Brief; wie aus dem Jenseits, Sätze, die Paul Karlowitsch geschrieben hatte. Sie konnte es nicht glauben, sie öffnete den Umschlag und las: „Liebe Vera, wenn du diesen Brief bekommst, werde ich nicht mehr leben. Ich habe Dich geliebt, wie nur ein Mann lieben kann, der oft mit dem Tod Auge in Auge gestanden hat, der viel gesehen und erlebt hat. Ich möchte, daß meine Liebe Dir hilft, weiterzuleben, trotz aller Hindernissen, die vor Dir stehen werden. Sei stark und mutig, das ist so wichtig, denn Du bist nun für unsere Mädchen zur einzigen Hoffnung geworden. Ihr sollt aber in dieser dampfenden russischen Hölle nicht bleiben, «die Bräutigame der revolutionären Penelope» lassen die Nachkommen der Rennenkamps nicht in Ruhe. Fahrt nach Europa, es vergehen noch Jahre, aber ich glaube, die Wahrheit wird siegen und Rußland wird zu neuem Leben erwachen. Ade, mögen Euch Gott, ein fester Glaube und meine Liebe helfen. P. R.“

Anfang Januar 1920 nahm Vera Nikolajewna von den Gräben ihres Mannes und ihrer Tochter abschied und verließ mit ihrer jüngeren Tochter Tatjana für immer das neue Rußland. Sie reisten nach Paris. In der Weltadt der Zivilisation traf sich die tragische „Auslese“ von Taganrog wieder, um wie eine Blume im fremden Boden langsam vor Heimweh zu verwelken.